(unvollst.)

# Niederrheinische Unterhaltungen.

I. Heft.

Monat Januar.

1789.

Wesel
bey Franz Jakob Röder, Buchh.

Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

85/02844

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beym Empfang des letzten Stücks im Dezemb. bezahlt wird, ist 1 Rtlr. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rtlr. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

---

## Inhalt.


Seite

1. Rühmliche Unterstützung der Armen. 3
2. Schreiben eines Schwärmers an den König von Preußen, Friedrich 2. (Aus dem lateinischen übersezt.) 10
3. Jesuitismus im sechszehnten Jahrhundert. 12
4. Neuere Merkwürdigkeiten vermischten Inhalts. . . . 17
5. Aberglauben am Neujahrsabend . 21
6. Anekdote. . . . . 28
7. Preißaufgaben. . . . 30
8. Der Brantewein. . . . 33
9. Wetterbeobachtung von S—d. . 45
10. Der Brantewein (Beschluß.) von —ch. 49
11. La Trappe. (Ein Tablau nach den Voyages du Comte de H*.) v. Anonym. 55


12.

# Niederrheinische Unterhaltungen.

fürs

Jahr 1789.

Erste Hälfte.

Monat Januar bis Junius.

Wesel,
bey Franz Jakob Röder, Buchhändler

Z 999
2L

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

37 g 2968

# Niederrheinische Unterhaltungen

1789. IV. Jahrgang.

Erstes Heft. Januar.

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

## I.

## Rühmliche Unterstützung der Armen.

Am Schluß ein Wink für Societäten und zuletzt eine Rede, die wenn sie auch noch nirgend gehalten worden, doch leicht gehalten werden könnte.

An die Herausgeber der Niederrheinischen Unterhaltungen.

Creifeld den 17. Dec. 1788.

Auszeichnende Beyspiele von thätiger Unterstützung der armen Nebenmenschen bey besondern Zufällen, zum Beyspiel, bei einer so strengen Kälte, als die gegenwärtige ist, verdienen, wie ich glaube, in Dero bekannten Wo-

chenblatt einen vorzüglichen Platz, und zwar aus dem Grunde, weil hiedurch nicht nur denjenigen, die ihren armen Nebenmenschen so menschenfreundlich beistehen, ein würdiges Denkmal für die Nachwelt gestiftet, sondern auch andern Orten ein schönes Beispiel und eine Ermunterung zur Nachahmung gegeben wird.

Daß die unerwartete und außerordentliche Kälte, die wir schon seit dem 25. Nov. haben, niemand so drückend fällt, als dem armen Mann, und daß, da diesem die gewöhnlichste und unentbehrlichste Hülfsmittel sich dagegen zu verwahren, abgehn, es Pflicht der Reichen ist, sich jener anzunehmen, und die Noth der Armen so viel als möglich zu lindern, bedarf wohl keines Beweises. Daß dies aber hin und wieder so wenig geschieht, ist bedaurenswürdig genug — Eine rühmliche Ausnahme in Ansehung des leztern machte bei Veranlaßung der jezt erwähnten dringenden Kälte die hiesige Societät, die bei der Wittwe Ravens ihre Zusammenkünfte hält, und meist aus Kaufleuten besteht. Herr Isaak Tegreef that nebst noch einigen andern Mitgliedern dieser Societät derselben den Vorschlag, eine Collekte zur Anschaffung von Kohlen und Kohlgries für hiesige Armen zu veranstalten. Dieser Vorschlag fand sogleich allgemeinen Beifall, und in kurzer Zeit war eine ansehnliche

Summe

Summe beisammen gebracht. — Herr Kuhnen übernahm die Herbeiführung der angekauften Kohlen, und nicht nur er selbst, sondern auch durch seine Vermittelung gab ein großer Theil der Bauren Pferde und Fuhrwerk unentgeldlich dazu her. Auch unternahm er, um jeder Art der Unordnung und des Unterschleifs vorzubeugen, selbst die Vertheilung. Mit unermüdeter Geduld war er ohngeachtet der strengen Kälte von des Morgens früh bis des Abends spät damit beschäftigt, und mit eben so vieler Geduld und Gelassenheit ertrug er zugleich die Verunglimpfungen mancher Ungenügsamen und Neidischen, deren sich unter diesen freylich schlecht erzogenen Menschen leider noch immer einige finden.

Wenn es, wie ich bey dieser Gelegenheit zur Ehre der hiesigen Stadt nicht verschweigen darf, in derselben auch noch viele einzelne wohlthätig gesinnte Menschenfreunde giebt, die sich auch bei den gegenwärtigen Umständen durch eine recht mildthätige Unterstützung besonders der Hausarmen auf eine rühmliche Art ausgezeichnet haben, — und wenn es, wie ich gern glaube, auch an andern Orten ebenfalls an solchen Menschenfreunden nicht fehlt, so ist es doch immer wahr: Eine ganze aus mehreren Gliedern verbundene Societät kan ihre Wohlthätigkeit doch immer auf eine weit wirksamere, zweckmäßigere und

ausgebreitetere Art ausüben, als einzelne Privatpersonen:

Sollten nicht also zu Zeiten solcher allgemeinen Noth fürnemlich dergleichen Societäten, deren es jezt so viele giebt, es sich zu einer Pflicht machen, zur Abhaltung, wenigstens zur Linderung der Noth ihrer leidenden Nebenmenschen behülflich zu seyn? Würde sich auch nur die eine oder die andere dieses zu einem Wink dienen lassen — so habe ich meinen Zweck erreicht.

D. Kahl.

* * *

Nacherinnerung der Herausgeber.

Recht gern geben wir dem Wink, womit vorstehende Nachricht schließt, unsern Beyfall. Es ist heuer fast keine, auch nur mittelmäßige Stadt, die nicht ihre Societät, ihren Club, ihre Resource, oder wenigstens eine Art von Kränzchen hätte. Der Hauptzweck solcher Gesellschaften ist, wie bekannt, das gesellschaftliche Vergnügen. Wie leichte ließe sich aber nicht hiemit auch noch manche andere gemeinnützige Absicht, oder die Beförderung und Unterstützung dieser oder jener guten und wohlthätigen Anstalt, wäre es auch nur in einzelnen Fällen, vereinigen — Eine jede

solche

solche Societät hat doch ihre Vorsteher, ihren Director, ihren Sprecher u. s. w. Wäre es also nicht ein Wort zu seiner Zeit geredet, wenn z. B. in einem solchen Fall, als dessen in vorstehender Nachricht erwähnt wird, der Director oder der Sprecher der Societät aufträte und etwa folgende kurze Rede hielt:

Meine Herren und Freunde!

Ich habe wahrgenommen, daß fast jeder bey seinem Eintritt in unsre Versammlung die Bemerkung vortrug: es sey heute außerordentlich kalt. Ich habe auch Niemand gefunden, der es sich hätte einfallen lassen, dieser Bemerkung auch nur im mindesten zu widersprechen — Jeder von uns hat denn doch einen guten warmen Rock auf dem Leibe. Es ist auch keiner von uns, der nicht überdem einen Pels, einen Mantel, einen Ueberrock oder einen Schanzläufer hätte, den er beym Hierhinkommen und beym Zuhause gehn um sich hängt. Hier in unsrer Stube haben wir auch einen recht exellenten und warm geheizten Ofen. Wollen wir uns überdem auch innerlich erwärmen, so haben wir hier Bleichert, Rhein- und Moselwein von der besten und von der Mittelsorte, und unser dienstfertiger Aufwärter erwartet nur eines jeden Wink, um ihm nach seinem Belieben, was er begehrt, vorzusetzen.

Wenn wir auf den Abend zu Hause gehen, erwartet uns ein gut besezter Tisch, und nachher ein weiches warmes Bette. — Mittlerweile aber, da wir es uns in einer guten Kleidung, bey unsrem warmem Ofen, in unsrer dichten Stube, bey dem guten Wein, in der Erwartung einer guten Abendmahlzeit und eines warmen Bettes so recht wohl seyn lassen, und beym Lesen der Zeitung, beym Billard, beym Lomber u. s. w. an die Kälte, die draussen ist, nicht mehr denken, sind hundert und mehr unsrer Mitbürger, denen für Frost die Zähne klappern, die nichts in und nichts um den Leib haben, die, wenn sie auch noch ein paar Stüber erbetteln, nun in der grausamen Wahl sich befinden, ob sie Holz oder Brod kaufen, ob sie, um ihren Hunger zu stillen, noch länger frieren, oder, um sich gegen die Kälte zu schützen, noch eine Zeitlang Hunger leiden wollen. Ja es giebt ihrer genug, die gegen beyde diese fürchterliche Feinde, gegen Hunger und Kälte zugleich kämpfen, und noch wohl oben drein an den Schmerzen und dem Ungemach einer harten Krankheit leiden, und dann noch nicht einmal den Trost haben, sich des Nachts im Bette zu erwärmen — warum? sie haben kein Bette, sie sind nur froh, wenn sie so viel Stroh haben, um nur nicht auf dem harten kalten Boden liegen zu müssen — Wie wäre es, meine Herren und Freunde!

wenn

wenn wir etwas zusammenlegten, daß sich die armen Leute mit ihren Kindern auch wärmen und und erquicken könnten? — Ich denke, einer von uns, der sich z. E. jezt an den Lombertisch hinsetzen wil, der muß auch drauf gefaßt seyn, etwa einen oder ein paar Gulden oder Thaler, je nachdem es kömmt, zu verlieren. Er ist es sich also bewust, daß er diese Summe gut mißen kann. Und wer dann nun lieber jezt ein solches Sümmchen zu diesem Zweck beylegt, der wird gewiß mehr Freude davon haben, und diesen Abend ruhiger zu Bette gehen, als wenn er es für nichts und wider nichts im Spiel verlohren hätte. — —

Beym Schluß einer solchen Rede, die nur der Sprecher nach Gutdünken weiter ausführen oder abkürzen und auf die Local-Umstände und Gelegenheit anpassen kann, dürfte der Redner nur den ersten besten Hut zur Hand nehmen, und selbst den Anfang mit Hineinlegung einer beliebigen Gabe machen, und ihn dann weiter in der Gesellschaft herumreichen, oder von Hand zu Hand circuliren lassen. Ich bin versichert, die gute Würkung wird die Güte des hier gegebenen Vorschlags vollkommen rechtfertigen.

---

2. Schreiben

## 2.

## Schreiben eines Schwärmers an den König von Preußen, Friedrich II.

(Aus dem lateinischen übersezt.)

Das lateinische Original des nachstehenden Briefes ist in der Berlinischen Monatsschrift von November dieses Jahrs abgedruckt. Die Herausgeber derselben urtheilen mit Recht „dieses Schreiben eines „verwirrten Kopfs sey, wenigstens in so fern in„teressant, als es ein Beweis mehr sey zu welchen „Zudringlichkeiten und Zumuthungen Schwärme„rey und unbesonnener Bekehrungseifer verleiten „können.“ Sie setzen hinzu: „Zu einer Zeit, „da man so viele Briefe von und an den grossen „König mit der lebhaftesten Begierde und Theilneh„mung lieset, mußte uns auch dieser, zwar unbeant„wortet gebliebene, aber gewiß in mehr als einer „Rücksicht merkwürdige Brief, bey aller Verwor„renheit seines Inhalts dennoch der Bekanntma„chung nicht unwerth scheinen.“

Eben dieselbe hier angeführte Ursachen, die die Bekanntmachung der lateinischen Urschrift in der genannten Monatsschrift veranlaßten, scheinen uns auch wichtig genug, unsern Lesern diesen Brief in einer deutschen Uebersetzung mitzutheilen.

D. H.

O König!

Hervorragend an Verstand, herrlich an Siegen, überhäuft mit Schätzen, umgeben mit Vergnügungen: Du bist der Mann, o König! aber der Vernunft entblößt, mit Spottgezisch umgeben, von Mangel heulend, von Bitterkeit unterdrückt: Ein solcher Mann wirst du seyn, o König! Darum weil du noch Zeit hast, so bedenke, wie sehr du gesunken von jenem Hector, wovon du gefallen, in welche Plage du gekommen bist. Damit dir aber deren keines wiederfahre, so merke auf, auf einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe, einen Schaafstall, einen Hirten, einen Leib; damit so wie die himmlische, also auch die streitende Kirche einerley von Gott glaube, und ihn auf einerley Art verehre. Dieses habe ich dir, o König in meinem Schreiben von vorigem Jahr ausführlicher aus einander gesezt. Was zweifelst du also noch? Hast du erkannt, daß der Gehorsam allein, den der Herr vorgeschrieben hat, ihm der angenehmste sey? daher diejenigen, welche den Höchsten nach eigenem Gutdünken zu ehren vermeinen, ihr Theil haben werden mit den Gottlosen. Die aber nach seiner Vorschrift einher gehen, werden ein besseres Theil erlangen als jene.

Denn, wenn du, o König! der du doch nur

ein sterblicher Mensch bist, dennoch den Uebertretern deiner Befehle Strafen, und den Gehorsamen Belohnungen zuerkennest, wie viel ärgere Strafe, meinest du, wird der verdienen, der die Verordnungen des höchsten Regierers, der zu uns geredet durch seinen Sohn, mit Füßen tritt? Aus welchem allen du schließen magst, was du zu thun hast, damit du nicht aus deinem Eden zu das Zuchthaus des obersten Richters verstoßen werdest; nemlich versöhne dich mit dem Stadthalter unsres Heilandes Jesu Christi. Erneuere in deinem Reich die vorigen Tage; Theile dein Herz mit deinem Volk, daß ihr alsdann trunken werdet von den reichen Gütern des Hauses Gottes, und glänzet in alle Ewigkeit. Dieses wünschet dir von Herzen

London im Jahr 1785.

der aufrichtigste Freund
deiner Majestät
Thierry, gebeßerter Philosoph.

---

## 3.

## Jesuitismus im sechszehnten Jahrhundert.

Ich weiß nicht, ob man schon auf folgende Anekdote (die man in Strype's Annal. Refor-

mat. Tom. I. findet) in unsern Zeiten, wo man so viel von Jesuitismus und Religionsvereinigung spricht, aufmerksam geworden sey. Sie kann wenigstens zum Beweise dienen, daß die Machinationen des Katholicismus schon sehr alt sind.

Im Jahr 1586 gab ein gewisser Thomas Heath sich zu Rochester für einen armen protestantischen Prediger aus und bat deshalb den dasigen Dechanten um eine Empfehlung an den Bischof. Der Dechant wollte keinen Mann empfehlen, dessen Verdienste er nicht kannte. Er gab ihm also vorher den Auftrag, in der Cathedralkirche zu predigen. Und dies geschah denn auch am 21sten November des gedachten Jahrs.

Auf der Kanzel zog Heath zufälliger Weise mit seinem Taschentuch einen Brief mit heraus, welcher in der Kanzel liegen blieb, und hernach vom Küster gefunden, und dem Dechanten gezeigt wurde. Er war von einem berühmten Jesuiten der damaligen Zeit, dem Samuel Malt in Madrit unterschrieben, und an Heath gerichtet, der sich in diesem Briefe Thomas Sinne nennen ließ. Der Inhalt war folgender:

Lieber Bruder!

Unsere Gesellschaft hat für dienlich gehalten, euch die Sammlungen von David George, Theodor Sartor und Johann Huths zuzuschicken. *)

Ihr

*) Vermuthlich kleine Erbauungsschriften, worin die Pil-

Ihr werdet sie nun weislich austheilen. Denn es ist leicht einzusehen, daß dadurch die Seelen eurer Zuhörer in eine ungewöhnliche Gährung gerathen, und daß sie euch selbst immer bekannter werden. Wir vermuthen, eure äußerlichen Umstände werden noch wohl erträglich seyn, weil ihr, dem Vernehmen nach, von eurer Gemeine immer bewundert werdet. Nur anfangs nicht zu weit gegangen! nicht gar zu eifrig das Werk betrieben! Ihr müßt erst durch Hausbesuchungen Eingang finden, müßt erst die Neigungen der Gemüther erforschen. Gebt uns nur fleissig Nachricht von dem Erfolge eurer Bemühungen! Es wird gewiß allen euren Brüdern sehr angenehm seyn, und sie werden dadurch auch in den Stand gesezt werden, ihre fernere Maasregeln darnach einzurichten und auch mitzutheilen. Halsingham, Colemann und Benson haben unter den Ketzern in Deutschland sich einen grossen Anhang erworben. *) Viele von diesen Abtrünnigen haben sogar ihrer Taufe wieder entsagt. **) Und nun haben

len des Katholizismus, wie in dem Sailerschen Gebetbuche übersilbert wären.

*) Das arme Deutschland! Wenn doch jemand von den drei Herren mehr Nachricht geben könnte! —

**) Dies heist doch nichts anders, als: sie haben dem Christenthume überhaupt wieder entsagt. Diese Bedeutung wird durch das folgende bestätigt. Ausserdem fällt mir dabei eine Stelle ein, die Eberhard (in der Apologie des Sokrates. Th. 2. S. 96.) aus dem Burnet anführt. Bei dem Bekehrungsgeschäfte der Protestanten in Frankreich unter Ludwig XIV. heist es hier, war es eine allgemein befolgte Methode, wodurch man die witzigen Köpfe in den Schoos der katholischen Kirche zurückführte, daß man ihnen Zweifel an der ganzen christlichen Religion beibrachte. Wenn man nun damit fertig war, so machte man ihnen leicht begreiflich, daß es gar nichts auf sich habe, welche Form des äußerlichen Gottesdienstes man wähle. Und so kamen sie in den Schoos der Kirche durch die Thür des Unglaubens und der Gottesleugnung. — Sollte dies nicht auch auf unsern Zeiten anwendbar seyn? —

ben wir wohl Hofnung, daß sie sich bald wieder dazu bequemen werden, zu unsrer Religion überzutreten Wenigstens haben wir den Kardinälen zu erkennen gegeben, daß wohl kein sichereres Mittel sey, die Leute von der Ketzerey zu entfernen und sie in den Schoos der Kirche zurückzubringen, als wenn man sie in der Religion irre macht.

Wir wünschen euch übrigens Glück zu euren Unternehmungen rc.

Madrit den 26sten Okt 1586. Samuel Malt.

Dieser Brief ward dem Bischofe vorgezeigt und Heath wurde nun deshalb zur Rede gestellt. Er leugnete nicht, daß er den Jesuiten Malt kenne, und eben so gestand ers auch, daß er ehemals selbst ein Jesuit gewesen sey Man hatte aber Ursache zu glauben, daß er es noch jezt sey und daß man nur deswegen unter dem Namen Thomas Finne an ihn geschrieben habe, um ihn vor möglichen Gefahren zu sichern. Und als man darauf eine Haussuchung bey ihm anstellte, fand man auch, daß man sich nicht geirrt habe. Denn es waren sogar Beweise da, daß er vom Pabste und den Jesuiten die Erlaubniß hatte, sich unter der Maske eines protestantischen Predigers in England einzuschleichen.

Er wurde nun zum ewigen Gefängnisse verdammt; aber er starb noch, ehe ein Monat verfloß, in seinem Kerker, und man hatte nicht ungegründeten Verdacht, daß er Gift zu sich genommen habe.

---

## Grabschriften.

### Auf ein böses Weib.

St! Wandrer gehe sachte:
Denn, wenn die Frau erwachte,
Die hier begraben liegt,
Sie kratzt dir ins Gesicht.

Das

Das Daseyn von dem alten Teufel
Zieht unsre neue Welt in Zweifel;
Doch sollt ein Teufel, und er Wittwer seyn:
So müßt er dieses Weib sich freyn.

Auf einen Geck.

Nachdem der Geck hier endlich ausgenarrt,
Hat man ihn ohne Mütze eingescharrt;
Weil seine Kappen, die er hinterlassen,
So manchem jungen Herrn vortreflich passen.

S— —d.

Räthsel.

Zu welcher Zeit zeigen sich die Menschen am uneigennützigsten?

---

Bücher Nachricht

Da mancher Verehrer des Einzigen Friedrichs deßen herausgekommene Werke zu besitzen wünschen, der bisherige Pränumerationspreiß außer der Fracht aber manchem zu hoch kommen dürfte: So habe ich Unterschriebener, um diese Werke in jedermanns Hände zu bringen, mit den rechtmäßigen Verlegern Herrn Voß und Sohn und Herrn Decker und Sohn in Berlin die Vereinbarung getroffen, daß ich sowohl von der französischen als deutschen Ausgabe die erste fünf Theile für 2 Rthlr. 16 ggr. Preuß. Courant, oder 3 Rthlr. 12 sbr. Clevisch liefern kann. Wobey die jetzige Herren Pränumeranten, noch den Vortheil haben, daß sie die übrigen 10 Theile, welche noch 5 Rthlr. 8 ggr. Preuß. Courant kosten, wenn sie nicht wollen zu nehmen nicht verbunden sind.

Diese erste fünf Theile enthalten:

Der 1te und 2te Theil die Geschichte meiner Zeit.

Der 3te und 4te Theil die Geschichte des siebenjährigen Kriegs.

Der 5te Theil Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsburger Frieden, 1763, bis zur beendigten Theilung von Pohlen 1775.

Diejenige Herren in- und außerhalb Landes, welchen diese vortheilhafte Bedingung ansehet, werden ersuchet, vor der Mitte dieses Monats die Pränumerations Gelder franco an mich ein zusenden: Dagegen sie die besagte fünf Theile beym Ende dieses Monats von mir erhalten werden. Diejenigen aber, welche Bestellungen ohne Geld an mich einsenden, müßen wir nicht übel nehmen, daß sie kein Exemplar erhalten werden.

Wesel den 2ten Januarii 1789.

Franz Jacob Röder.

# 4.

## Neuere Merkwürdigkeiten vermischten Inhalts.

### I. Öffentliche Erziehungsanstalten.

(Auszug aus der St. Petersburgischen Rußischen Zeitung vom 20ten Nov. 1788.)

Aus den an die Schulcommißion ergangenen Berichten von den Schulen, welche in 26 Stadthalterschaften errichtet werden, ergiebt sich daß die Anzahl der in denselben gegenwärtig befindlichen Schüler sich auf 10837 beläuft. So wohl nach Aussage dieser Berichten, als auch nach dem Zeugnis des Collegienraths und Ritters vom Wladimir-Orden, Herrn von Kosodawrew, welcher von Seiten der Schulcommißion im lezt verfloßenen Sommer 10 Stadthalterschaften, um die Schulen in denselben zu besichtigen, bereisete, findet sich, daß der Unterricht überall gut von Statten gehe. Die Monarchin hat nun auch unterm 14ten November an die Schulcommißion den Befehl ertheilt, auch in allen noch übrigen Stadthalterschaften des Reichs Volksschulen zu errichten. Es verdient hiebey bemerkt und als ein ruhmwürdiges Muster der Nachfolge öffentlich bekannt gemacht zu werden,

daß die Generalgouverneurs sich dieser Schulen eifrigst annehmen und in einigen Stadthalterschaften so gar Männer von Geburt und hohem Rang, aus Liebe zum allgemeinen Besten, das Director-Amt mit allen dazu erforderlichen Kenntnißen zum großen Vortheil der Schulen selbst verwalten.

## II. Neue Gesangbücher.

In Neuwid haben die Reformirten so wohl als die Lutheraner noch sehr schlechte Gesangbücher. Die ersteren behelfen sich noch mit dem Frankfurter Gesangbuch, worin die verbeßerten Psalmen Davids nach d. Ambrosii Lobwaßers Reimweise, ferner der Kern sämtlicher alter und neuer Kirchengesänge,*) endlich des Herrn Joachim Neander geistreiche Bundeslieder enthalten sind. Die Lutherische Gemeine hat noch das alte Marburger Gesangbuch. Die Art und Weise, deren man sich bedient hat, den Gemeinsgliedern vorerst Geschmack an neuern und beßern Liedern beyzubringen, und eben dadurch die künftige Einführung ganz neuer zweckmäßiger Gesangbücher zum voraus zu erleichtern, hat viel nachahmenswürdiges. Der erste reformirte Prediger, Herr

*) In einem dieser Lieder steht noch die Stelle:
„ Der Stock und Stab unsres Pastors
„ Uns tröstet und uns strafet "

Herr Winz machte sich schon gegen das Ende des Jahrs 1787 ein Verdienst um seine Gemeine, indem er zum besten der Armen auf einen Bogen einige Lieder bey der Feyer des Abendmahls, bey der Confirmation der Kinder, ferner bey der Feyer des Weihnachts und Neujahrsfestes drucken ließ, wozu er noch einen Nachtrag einiger Lieder auf Ostern und Pfingsten fügte. Noch etwas weiter gieng der lutherische Kirchenrath, Herr Engel, der für seine Gemeine eine Auswahl von 72 Liedern auf eigene Kosten drucken und unentgeldlich unter die Gemeine vertheilen ließ, unter dem Titel: Proben neuer Lieder, als Vorbereitung und Anfang zu einem neuen Gesangbuch, um das Verlangen darnach allgemeiner rege zu machen, und unterdessen in Verbindung mit dem alten Gesangbuch bey den öffentlichen Gottesverehrungen zu gebrauchen, seiner Gemeine mitgetheilt von Philip Jakob Engel.

Nachdem schon einigemahl aus diesen neuen Liedern gesungen war, wurde diese zweckmäßige Sammlung durch eine den 14ten Sept. vorigen Jahrs von der Kanzel bekannt gemachte fürstliche Verordnung neben dem alten Gesangbuch eingeführt.

## III. Neue Erfindung.

Herr Professor Lichtenberg in Göttingen hat

eine Methode erfunden, in Glas zu ätzen. Das Glas wird mit gewöhnlichen Aetzgrund auf beiden Seiten überzogen, und auf eine Seite das Bild radirt. Das radirte Bild hält man über einen auf glühende Asche gelegten Topf, worin sich aus zermalmten Flußspat und darauf gegoßener concentrirter Vitriolsäure, Flußspatsäure in Luftförmiger Gestalt entwickelt. Die Spatsaure Luft steiget in die Vertiefungen des einradirten Bildes und in wenig Minuten hat man den vortreflichsten Glasstich. Der Erfinder hat die Idee, daß sich durch diese Methode die Mayerschen Mikrometer auf eine viel leichtere Art sehr vollkommen nachmachen ließen.

## IV. Toleranz Nachricht aus dem Bergischen.

In einer Zeit von vier Jahren sind im Bergischen vier neue Lutherische Gemeinen entstanden, nämlich, in Kronenberg, Neviges, Lükeswagen und Wipperfürth. Die leztere Stadt ist ausser einem einzigen Lutheraner, welcher dort wohnt, ganz katholisch, und die übrigen Glieder der Gemeine sind im Kirchspiele umher zerstreut. Der Rath daselbst, der ebenfalls katholisch ist, hat aber auf die menschenfreundlichste Art sich bei dieser Gelegenheit thätig bewiesen, hat die Moderatoren der Synode, welche nebst den Gemeinsgliedern einen schicklichen Platz für die

künftig

künftig zu erbauende Kirche in der Stadt aufsuchten, mit aller Höflichkeit begleitet und auf alle Weise unterstüzt, und sogar vorläufig gegen billige Vergütung dieser neuen Gemeine auf dem Rathhause, in dessen untern Theile eine Kapelle ist, einen geräumigen Saal angewiesen, wo sie, bis die Kirche fertig seyn wird, sich versammeln kann. Am 18ten Dec. ist die erste Predigt hier gehalten worden.

---

## 5.

## Aberglauben am Neujahrsabend.

Für viele Leute fast aus allen Ständen, besonders aber für den gemeinen Mann, hat der Vorabend vor dem Wechsel des alten und neuen Jahres, aller Orten beinahe etwas ungemein Feierliches und Ominöses. Beweise hievon sind besonders die Feuer, welche man hie und dort um diese Zeit anzündet, Tänze die man anstellt, vorzüglich aber das Schießen mit großen und kleinen Gewehren, das Legen von Kanonschlägen und selbst das ehedem übliche Rufen der Musensöhne auf manchen Universitäten mit dem Glockenschlage zwölf von Pereat das alte Jahr und Vivat das neue Jahr. An vielen Orten

werden auch grade an jenem Abend große feierliche Trinkgelage gehalten, so daß man sich aus dem fröhlichen Uebergang aus dem alten in das neue Jahr für die ganze Dauer des leztern überhaupt alles Heil und Wohl zu versprechen scheint. Höhern Orts stöhrt man seit Jahren diesem öffentlichen Unwesen, weil Ausschweifungen aller Art, und oft beträchtliche Unglücksfälle bey der Gelegenheit sich eräugnet haben.

Nicht so bekannt wie jenes alles sind viele kleine in aller Stille und insgeheim gespielte Stückchen an eben jenem Vorabend, vorzüglich von unverheirateten Personen weiblichen Geschlechts und besonders Dienstmädgen, deren glücklicher oder unglücklicher Ausgang mancher, wenn nicht ganz den Kopf verrücket, doch immer etwas verdrehet, und oft einen sehr nachtheiligen Erfolg für sie hat. Nur einige zur Probe. Männersucht ist Personen weiblichen Geschlechts grade dann, wenn sie in voller Blüthe sind so eigen, daß jedes weibliche Geschöpf, wenn nicht völlige Befriedigung ihre Wünsche krönen kann, doch nach vorübergehender Stillung derselben sich sehnt. Die bloße Hofnung zum männlichen Gatten ist Erdenglück genug, wenn sich auch noch so entfernt die Gewisheit davon zeigen sollte. Der Neujahrsabend entscheidet daher gewöhnlich bey ihnen in diesem Punkt auch Wohl

und

und Wehe, und hiezu stellt man Versuche aller Art an, nnd macht Proben von denen man sich alles verspricht. Das sogenannte Kaffeegießen, und die daraus angestellten Prophezeihungen von einer grauharigen, den Meerkatzen ähnlichen, Alten in Beziehung auf den künftigen Ehegatten, eben so die vielen Deutungen aus den Streifen im Innern der flachen Hand, die man sonst so häufig zu Rathe zieht, werden auch an diesem Vorabend besonders wieder vorgenommen. Ihnen gesellen einige noch einen andern Versuch bey, wozu, sollte man es wohl denken! ein Gesangbuch treue Dienste leisten muß. Das Mädgen zieht sich vor dem Bettgehen ganz bis aufs bloße Hemde aus, ergreift nun im Dunkeln ein Gesangbuch und schlägt es auf. Aufgeschlagen legt sie sichs unter das Kopfküssen, worauf ihr Haupt die Nacht über voll sehnlicher Erwartung des Morgens nur mit halbschlummernden Augen zu ruhen vermag. Die Helle des Morgens zeigt sich nicht so bald, als das Mädgen schon zum Bette hinaus fährt, ihr Gesangbuch zur Hand nimmt, und die aufgeschlagenen Seiten ängstlich durchliest. Trift sie nur das Wort Bräutigam an, so glaubt sie fest und gewis, ihr werde einer in dem neuen Jahre zu Theil. Wird das Losungswort nicht auf jenen Seiten entdeckt, so überzieht Traurigkeit die anfangs frohe Miene; aber aufgeheitert wird sie doch in etwas wieder,

wenn das arme Mädgen beym Durchlesen der nächsten vorhergehenden oder nachfolgenden Seiten doch noch auf selbiges stoßen sollte. Je weiter sie solches von den am Abend aufgeschlagenen Seiten findet, desto ferner dünkt sie sich, ihre Aussichten zum Gatten, und je näher, desto kürzer sezt sie die Zeit bis zum Hochzeitstage an. Kürzer können wir nur andere Prozesse ähnlicher Art erwähnen, die auch um die Zeit vorgenommen werden, und gleiche Würkungen hervorbringen sollen. In einer mit Wasser angefüllten Schale werden mehrere halbe Wallnußschalen worin eine kleine angezündete Wachskerze steht, gesezt, um neben einander umher zu schwimmen. Jedem Paar derselben giebt man den Namen einer gewissen Mannsperson und eines gewissen Frauenzimmers, und wenn der Peter mit seinem Frizchen, oder der Christian mit seinem Hannchen zusammenstoßen, und mit einander eine Zeitlang fortschwimmen, so werden beide im neuen Jahr ein Pärchen. Eben so nimmt man einige Flocken Flachs und rollt sie sachte zu zweien Kugeln, denen man auf die vorige Weise Namen giebt, legt sie auf dem Rande eines Tisches nebeneinander hin, und zündet selbige vermittelst eines zwischen gehaltenen Lichts an. Beide steigen brennend in die Höhe, und wenn der Flachsjohann mit seiner Flachsliese zusammen fliegen, so schwört das Mädgen die diesen Versuch machte

theuer

theuer und fest, daß auch jene durchs Band der heiligen Ehe mit einander werden vereinigt werden. Will ein Mädgen gerne wissen, was ihr künftiger Ehegatte, den sie noch nicht gewählt hat, weil sie auf mehrere Mannspersonen zugleich ein Auge geworfen, für ein Handthierung treiben wird, so schmilzt sie am Neujahrsabend Bley, gewöhnlich in der eisernen Bratengießkelle über Kohlen, und wenn es flüßig wird gießt sie solches in ein mit Wasser angefülltes Gefäß. Das Bley fährt aus einander, ohne daß die Theile sich doch ganz von einander trennen; aber nun werden an der aus dem Wasser genommenen Masse alle Regeln der Auslegungskunst verschwendet. Da denkt sich die Vorstellungskraft der Gießerin alsdann selbst oder mit Hülfe anderer von ihren Kameradinnen, leibhaftig oft den Maurer mit seiner Kelle, den Schneider mit der Scheere, den Schuster mit dem Pfriemen oder Leisten, und selbst den Bäcker mit dem Semmel oder Kringel und was sonst noch alles gutes mehr. Und weil das Ganze von Norddeutschland vorzüglich gilt, so wird der Seefahrer nie mit aus dem Spiel gelassen. Wie weislich aber der gemeine Matrose von dem eine Stuffe höher stehenden Steuermann unterschieden wird, sollte keiner glauben. Das Verfahren nach den Regeln der Auslegungskunst ist drolligt genug. Die Gießerin denkt sich an dem gegossenen Bleiklumpen

das Schif, und eine Erhöhung derselben in der Mitte oder gegen das Ende derselben hin verkündet ihr, erstere den gemeinen Matrosen, und leztere den am Ruder sitzenden Steuermann, zum Bräutigam.

Dienstmädgen vorzüglich stellen am Neujahrsabend noch allerley andere Proben an, unter denen wir noch eine kurz erzählen wollen. Die armen Geschöpfe die gewöhnlich Jahr aus Jahr ein von einer Herrschaft zur andern wandern, versuchen es an jenem Abend sehr oft, ob sie im folgenden neuen Jahr bey ihrer alten Herrschaft bleiben werden, oder ob eine neue ihnen beschieden sey. Zu diesem Ende zieht das Mädgen Pantoffeln an, hängt nicht selten auch wohl gar ein Bettlaken um, sezt sich auf der Flur oder Diehle nieder und wirft sich den Pantoffel mit dem linken Fuß übern Kopf. Nun wird nachgesehen, ob die Spitze desselben zur Hausthüre hinaus steht oder nicht. Ist ersteres, so glaubt sie gehts mit ihr in dem Jahre zum Hause hinaus, im leztern Fall nicht. Was jenes alles für nachtheilige Folgen und welchen wesentlichen Einfluß es auf weibliche Geschöpfe haben kann, stellt sich keiner gewis sogleich vor. Doch man bedenke nur, auf welchen vertrauteren Fuß sich wol ein Mädgen mit einem jungen Mann einlassen wird, den obige Proben ihr schon als den künftigen

Ihrigen

Ihrigen bestimmt haben, wie nicht selten ihre Ehre und Unschuld leichter gekränkt seyn werden, zu frühe Früchte der gegenseitigen Liebe erscheinen, aus Ueberzeugung, dis alles werde gewis nach obigen untrüglichen Anzeigen, durch einen zu rechter Zeit ertheilten Priestersegen wieder verdeckt werden — und wie sich das Dienstmädgen wol gegen ihrer Herrschaft betragen wird, der der Pantoffel schon die Thüre gewiesen?

Und endlich versuchen viele Leute am Vorabend des neuen Jahrs es auch, sich und ihren Anverwandten den Tod oder das Leben im kommenden Jahre zu verkündigen. Freylich sonderbar genug; aber der veste Glaube an dem Verfahren hat sehr oft die nachtheiligsten Einwürkungen zur Folge. Mit Hülfe von Salz und eines Fingerhuts werden kleine Salzhäufchen auf Vater, Grosmutter, Bruder oder Schwester oder andere Anverwandte gesezt, und wenn eins davon des Morgens beym Nachsehen umgefallen, so stirbt die Person auf welche es gesezt worden im künftigen Jahr. Wer nur ein wenig nachdenkt, was wol für Ursachen zum Umfallen vorhanden gewesen seyn können, wie ein Haufe leiser in seine Form gedrückt leichter umfällt, oder wie ein Windhauch, die gewöhnlich auf dem Fenstergesimse aufgepflanzten Salzmänchen, sehr leicht umwerfen kann, der wird jene elenden Versuche,

die

die so häufig angestellt werden, verlachen. Ihm wird dagegen stets der Gedanke: gewiß ist der Tod aber ungewiß die Stunde lebhabt bleiben, und nie wird er wie jene Menschen durch Umfallen oder Nichtumfallen von Salzhäufchen veranlaßt werden, sich vor der Zeit das Leben zu verkürzen, oder wenn lezteres der Fall ist, unbesorgt in den Tag hinein zu leben.

---

## 6.

### Anekdote.

Im siebenjährigen Kriege befand sich der König von Preußen auf einem Marsch nach Schweidnitz in einem Defilee, welches sich durch das in einander gefahrne schwere Geschütz verstopft hatte. Indem er nun eifrig umher ritt, um das Fortkommen zu befördern, riß er sich an einem Rade, dem er zu nahe kam, den einen Stiefel auf, so daß er ihn beinahe vom Fuße verlor. Mit einigem Verdruß über diesen Zufall befahl er, man solle einen Schuster aufsuchen, der ihm den Stiefel zusammenheften könne. Nachdem man eine Zeitlang umher gefragt hatte, ob jemand dieses Handwerk verstehe, fand sich endlich ein Dragoner, der sein Handwerkszeug mit

sich

sich brachte. Der König stieg ab, und sezte sich an eine Anhöhe.

Der König. Kannst du mir den Stiefel flicken?

Der Dragoner. Wollen sehen Ew Majestät; ich habe ja schon so manches geflickt.

Der König. Nur geschwind, damit ich fortkomme.

Der Dragoner fing an zu arbeiten, und brummte vor sich in den Bart: Hm! die Stiefeln haben auch ein paar neue verdient.

Der König. Was sagst Du? —

Der Dragoner. Nichts!

Der König. Ich will es aber wissen.

Der Dragoner. Nun, ich meyne die Stiefeln haben ihren Dienst redlich gethan; recht gut daß sie zerrissen sind; sie waren sonicht viel mehr werth.

Der König. So? — Wie lange meinst Du denn, das Stiefeln halten müssen?

Der Dragoner. Wenn sie halten müssen, ist es eine andre Sache; aber, wie lange sie halten können, das kann ich wohl sagen. Drei Jahr.

Der König. Nun Narr, die sind so alt noch nicht. Aber sage mir doch, ob ein Schuster wohl ein guter Dragoner seyn kann?

Der Dragoner. Das haben Sie wohl bei Hohen-Friedberg gesehen.

Der König. Bist du da mit gewesen?

Der Dragoner. Ei freilich, ich habe die Oestreicher so versohlt, daß mancher von ihnen lange

daran

daran denken wird. Wenn ich Schuh und Stiefeln mache, bin ich Schuster, und wenn ich zu Pferde sitze, bin ich Dragoner. Der Himmel sei dann dem gnädig, der mir unter die Hände kommt.

Der König. Sachte, sachte, Herr Schuster; ich bin jezt in seinen Händen, mache er's doch gnädig.

Als der Dragoner mit seiner Arbeit fertig war, ließ ihm der König ein Geschenk geben, und ritt schnell weiter.

---

## 7.

### Preisaufgaben.

Die in Gravenhaag zusammengetretene Gesellschaft zur Vertheidigung des christlichen Gottesdienstes gegen die heutigen Bestreiter desselben macht fürs gegenwärtige Jahr folgende Preisaufgaben bekannt.

1. Muß der Weg zur wahren Glückseeligkeit in dem gegenwärtigen Stande des allgemeinen Verfalls, was das wesentliche betrift, einer und derselbe seyn, und durch eine göttliche Offenbahrung bekannt werden?

2. Auch begehrt die Gesellschaft einen urtheilkundigen Beweis über den verrufenen Gebrauch und heut zu Tag begangenen Misbrauch der Kritik in der Behandlung der heiligen Schriften, durch Beispiele unsrer Zeit unterstüzt.

3. Da-

3. Dabey eine kurze und bündige Vertheidigung derjenigen Bücher des alten und neuen Testaments, die in unsern Tagen am meisten bestritten werden.

4. Eine auf hinlängliche Erfahrung gegründete Probe von der Methode, die christliche Jugend in den geoffenbahrten Glaubens- und Sittenlehren so zu unterweisen, das sie früh gegen die Verführungen unsrer irrungsvollen Zeiten geführet wird.

Auf die beste Beantwortung der einen oder andern dieser Fragen, die am liebsten in lateinischer oder holländischer Sprache abgefaßt und vor dem 1. September dieses Jahrs an Herrn Adrian von Aßendelft. Prediger zu Leiden und Secretär der Gesellschaft postfrey eingesendet werden muß, ist zum Preiß eine goldene Medaille 50 Dukaten schwer bestimmt.

Demnächst bietet eben diese Gesellschaft eine silberne Medaille, an Werth 10 Dukaten auf eine jede von nachstehenden Abhandlungen:

1. Für eine vollständige Abhandlung über einige der vornemsten Lehrwahrheiten des Christenthums, welche besonders in unsren Tagen von den so genannten neuen Reformatoren bestritten werden.

2. Für eine bündige Wiederlegung einiger Irrthümer, welche durch jene angepriesen werden und Eingang finden.

3. Für

3. Für eine beurtheilungs volle Aufklärung und Behandlung einer oder mehrerer der vornemsten Beweisstellen aus dem alten und neuen Testament, die unter dem Namen loca classica bekannt sind.

4. Für eine vollständige, bescheidene und befriedigend widerlegende Recension einiger neulich herausgekommenen, die Wahrheit untergrabenden, und den Gottesdienst höhnenden Schriften.

5. Für eine sich auszeichnende Bearbeitung dieses oder jenes Theils der geoffenbarten Gottesgelahrtheit.

Auch diese Aufsätze müßen wie die Vorhergehende vor dem 1ten September dieses Jahrs eingesandt werden; die Verfaßer nennen übrigens ihren Namen nicht in der Abhandlung selbst, sondern in einem versiegelten Zettel. Der mit derselben Devise bezeichnet ist, womit auch die Abhandlung überschrieben ist.

---

## Räthsel.

Welche Calender sind für die westphälischen Bauren am brauchbarsten?

### Auflösung des Räthsels in vorigem Blatt.

Am Neujahrstage, wo sie andern gemeiniglich mehr als sich selbst wünschen.

---

# 8.

## Der Brantewein.

Es scheint freilich keine ganz unbillige Forderung: Ein Schriftsteller müße, ehe er die Feder ansezt, von seinem Gegenstand begeistert seyn, oder wie die Franzosen sagen: rempli de son sujet. Sollte das aber als eine allgemeine Regel gelten, nun so muß ich meinen Lesern nur offenherzig voraus sagen, daß sie hier nur einen sehr schlecht gerathenen Aufsatz werden zu gewarten haben. — Doch denke ich, jene Regel geht hauptsächlich nur den Dichter und Lobredner an. Ich denke aber nichts weniger als eine Lobrede auf den Brantewein zu schreiben, und folglich werde ich auch jener Begeisterung von diesem Gegenstand, wobey meine Leser eben so sehr als ich selbst verliehren möchten, überhoben seyn können.

Unter den Dingen, die nun einmal zum Luxus des gemeinen Mannes gehören, behauptet der Brantewein unstreitig den ersten und vornemsten Platz. Und von dieser Seite betrachtet wird man das, was ich darüber zu sagen habe, gewiß der reifsten Beherzigung eines jeden Menschenfreundes werth finden.

Ohne Zweifel hat wohl ein bloßer unbedeütender Zufall, ein kleiner Nebenumstand bey einem chemischen Versuch, der vielleicht ganz was anders zur Absicht hatte, zur Erfindung des Branteweins Anlaß gegeben. Wenigstens ist es damit, so wie mit mehreren großen Entdeckungen gegangen, da man sie anfänglich für so wenig richtig angesehen, daß man nicht einmal darauf bedacht gewesen, die eigentliche Zeit so wohl als den Namen des Erfinders der Vergessenheit zu entreißen, denn noch ist man ungewiß darüber, ob die Ehre davon dem berühmten Adepten Arnold von Villeneuve oder seinem Schüler, dem eben so berühmten Dokter Raimund Lullus gebühret. Es sey indessen der eine oder der andere, so geht doch so viel daraus hervor, daß diese Erfindung nicht über den Anfang des 14ten Jahrhunderts hinausgesezt werden kan, so wie man auch sonst keine Spuren findet, daß man in frühern Zeiten etwas von Brantewein gewust habe. Der erste Erfinder unnatürlichen Geträns mag sich freilich über seine Entdeckung sehr gefreut, mag vielleicht geglaubt haben, wo nicht das so sehr gepriesene Geheimnis der Adepten, die Universalarzeney selbst, doch wenigstens das Hauptingredriens dazu nunmehr sicher gefunden zu haben, aber gewiß dachte er wohl nicht, für die Nachwelt ein Gift zu bereiten, das einst tausende von Menschen hinweg raffen

würde:

würde. Noch immer mag es eine Frage seyn, ob in Rücksicht auf die Bevölkerung die Erfindung des Schießpulvers mächtigere Verwüstungen angerichtet habe oder die des Branteweins.

Anfänglich scheint die Verfertigung desselben blos ein Vorrecht der Apotheker gewesen zu seyn, und er wurde bloß als Arzeney gebraucht, so lange man noch keinen andern, als den sogenannten rheinischen Brantewein kannte, der aus Weinhefen bereitet wird. Als man aber das unglückliche Geheimnis entdeckte, auch aus Getreide Brantewein zu verfertigen, so ward er aus einer Arzeney gar bald ein gewöhnliches Getränk, und für diejenigen, die nun einmal Geschmack daran fanden, ein unentbehrliches Bedürfnis. Schon in der lezten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war der Brantewein in den Händen der Wirthe, der Wein- und Bierschenken. Wie allgemein nun auch von dieser Zeit an der Gebrauch dieses Getränks geworden sieht man aus den häufigen landesväterlichen Verordnungen, die verschiedene deutsche Fürsten dagegen ergehen ließen. Um eine derselben anzuführen, so lieset man in einem merkwürdigen vom Landgrafen Wilhelm von Hessen erlaßenen Edikt vom 4ten Sept. 1656 folgendes:

„Gleichwie nun dadurch (nemlich durch

den Kornbrantewein) nicht allein viel gute Früchte unnützlich verderbt und zugebracht, auch der gute rheinische Brantewein damit sehr oft verfälscht, zugleich auch dessen nützlicher Gebrauch und hergebrachte zuläßige Verkauf und Verschenkung zu merklicher Schmälerung so wohl unsrer eigenen, als eines Theils unsrer Städte, jährlicher Intraden, immer mehr in Abgang geräth, zu geschweigen, daß dadurch schier in allen Städten und Dörfern die Leute, Jung und Alt neben dem Gesinde, Knechten und Mägden, sich an das verderbliche Branteweinsaufen, indem sie solchen Brantewein in liederlichem Werth haben können, gewönen, einander in die Branteweinswinkel reitzen, und wenn sie sich darinnen wohl erhitzt, alsdann Anlaß nehmen, förters in die Bierhäuser, sich darinnen wider abzukühlen, zu gehen und also den ganzen Tag ihre Arbeit zu versäumen, und bey den Gelägen in Söffereyen zuzubringen, daraus dann allerhand leichtfertiges und üppiges Wesen, Schande und Laster entstehet, viele sich auch also selbst allerhand schädliche Schwach- und Krankheiten, nicht ohne Leibs- und Seelengefahr mutwillig übern Hals ziehen rc."

Der

Der Brantewein blieb nicht sehr lange ein ausschließliches Getränk der Europäer. Er fand auch bald bey auswärtigen Nationen Beyfall und er ist jezt einer der wichtigsten Handlungszweige und eine Waare, die weit und breit verführt wird. Es ist nichts, was den Europäern einen vortheilhafteren und dauerhaftern Ingreß bey den Wilden verschaft hat, als eben der Brantewein; denn so widerlich er auch einem noch so rohen Gaumen im Anfang seyn kan, so schnell wird er ihm doch zum dringensten aller Bedürfniße. Die Grönländer verabscheuten anfangs dieses Tollwasser, wie sie es sehr schicklich nennen, eben so sehr, als sie es nachher auf das gierigste tranken.

Die Peruaner, die doch ohnehin von jeher eigene berauschende Getränke hatten, zogen dennoch den Brantewein, den ihnen die Europäer zuführten bei weitem vor, und er ward bald das einzige Band, das den Handel beider Nationen unterhielt, da jene durchaus sich auf keine europäischen Waaren einließen, wenn nicht Brantewein darunter war.

Zum Beweis der unbändig heftigen Begierde der Amerikaner nach Brantewein erzählt Ulloa, daß es sich mehr als einmal zugetragen, daß ein sonst treuer indischer Bedienter seinen Herrn auf

der Reise im Schlaf ermordet habe, einzig und allein, um deßen Branteweinflasche austrinken zu können.

Auf Guinea und den benachbarten Küsten ist bekanntlich der Brantewein die kräftigste Triebfeder, den Sklavenhandel zu unterhalten. Die kleinen Negerkönige treiben unaufhörlichen Menschenraub untereinander. Bloß um dafür Brantewein kaufen zu können.

Eben so wichtig ist der Vertrieb des europäischen Branteweins bis in die äußersten Enden von Asien. Der Hauptertrag, den die Russische Krone von Kamtschatka zieht, ist bloß der Verkauf des Branteweins, der zu Kraschemnikows Zeiten jährlich auf 400 Rubel betrug.

Doch kehren wir von jenen fremden Nationen in unser Vaterland zurück, und richten unsre Augen auf unsre lieben Deutschen. Schon von den ältesten Zeiten her, da noch allein Bier und Wein das gewöhnliche Getränk der deutschen Bürger und Bauren war, hat man schon den Deutschen eine überwiegende Neigung zum Trunk Schuld gegeben. War dieser Vorwurf ehedem auch nur halb gegründet, so ist er es gewiß nunmehr ganz, seit dem der Brantewein aufgekommen ist.

Was

Was sonst nur als eine Arzeney gebraucht ward, was nachher höchstens an Sonn- und Festtagen oder auf Reisen als ein Schlückchen zum Wohlgeschmack zum Kitzel des Gaumens genoßen ward, ist jezt einen unsäglich großen Theil zu einem dringenden Bedürfnis geworden, das ihnen so unentbehrlich ist als Brod.

Ich rede jezt blos von unsren Niederrheinischen Gegenden, ohngeachtet die häufigen Klagen die man von andern Orten her vernimmt, eben keine größere Mäßigkeit vermuthen laßen. Neme ich auch nach einem gewiß sehr mäßigen Verhältniß an, daß in unsren Gegenden auch ein ganzes Viertel der erwachsenen Einwohner, die Zahl derer ausmacht, die gar keinen Brantewein trinken, und ebenfals ein Viertel von solchen, die nur dann und wann, unter dem Vorwand gegen böse Nebel, oder zur Stärkung des Magens, oder auch nur wenn sie eine kleine Wanderung nach einem benachbarten Ort machen, unterwegens ein kleines Schlückchen zu sich nehmen, so ist noch die Hälfte übrig, wovon jeder täglich seine größere oder kleinere Portion Brantewein richtig zu sich nimt. Unter dieser Hälfte machen freilich die eigentlichen Söffer, die täglich eine ganze Kanne und mehr vertragen können, den allerkleinsten Theil aus. Allein derjenigen, die sich bloß mit einer festgesezten Portion mit einem

sogenannten Kännchen oder $\frac{1}{4}$ Schoppen begnügen, sind ungleich weniger als derjenigen, die sich hierin nichts vorschreiben, sondern so wie es die Gelegenheit mit sich bringt, zwey, drey und mehrere dergleichen Kännchen zu sich nehmen. Der gröste Theil der Handwerksleute gehört zur Zahl dieser leztern, und es giebt deren nicht wenige, die den Tag nur einen halben Thaler höchstens einen Gulden verdienen, und fünf, sechs bis zehn Stüber allein in Brantewein verzehren.

Nimt man nun an, daß wie einsichtsvolle Oekonomen versicheren, 20 Pfund Korn nur $1\frac{1}{4}$ Maaß guten Brantewein liefern, so läßt sich leicht einsehen, welch eine ungeheure Menge Brodkorn durch diesen so häufigen Gebrauch des Branteweins verlohren geht. Ein Mensch, der täglich nur ein halb Ort ($\frac{1}{8}$ Kanne) Brantewein trinkt — und deren Zahl ist Legio — verthut außer seinem Brodkorn jährlich noch 2 Malter 4 Metzen Korn und also mehr als noch einmal so viel, als man sonst auf jeden Menschen zu rechnen pflegt. Ueberhaupt kan man sicher annehmen, daß der Brantewein gegenwärtig schon den 9ten Theil unsres Brodkorns hinweg nimmt. Die Folgen von diesem so schädlichen und leider immer steigenden Luxus des gemeinen Mannes liegen am Tage, der dadurch

immer

immer erhöht werdende Preis des Brods mag freilich für den Fruchthändler, für den Kornwucherer, und auch zum Theil für den Ackermann kein großer Schade seyn, aber wie drückend ist er nicht für den größeren Theil des Volks, für den Mittelmann in Städten, für den Handwerker, für den Taglöhner u. s. w. Woher kömmt es, daß man fast an allen Orten über die zunehmende Menge der Armen so häufige Klagen führen hört? Was ist die Ursache, daß man so viele Bürgerfamilien gänzlich zurückkommen sieht? Woher die Menge so vieler unbeybringlichen Rückstände herrschaftlicher Abgaben? Woher die große Anzahl so vieler unnützer Bettler, womit Land und Städte überschwemmt sind? Sezt man noch so manche Arten von Sittenverderbniße hinzu, so viele niedrige Leidenschaften, die der unmäßige Gebrauch des Branteweins erzeugt, so viele schöne Anlagen zu edlen Thätigkeiten, die er erstickt, so viele Ausschweifungen wozu er die nächste Veranlaßung giebt — O so ist der Branteweinkeßel eigentlich die wahre leibhafte Büchse der Pandora.

Es werden von Akademien und gelehrten Gesellschaften häufig Fragen aufgeworfen, und auf die Beantwortung derselben oft wichtige Preise gesezt. Aber wenn je eine Frage vor allen andern würdig gewesen ist, öffentlich aufgeworfen und

mit dem höchsten Preis belohnt zu werden, so ist es die: Wie auf die schicklichste und würksamste Art dem unmäßigen Gebrauch des Brantewein's Einhalt gethan werden könne? Die Frage wäre freilich leicht, nemlich durch den Vorschlag, die Brennereyen einzuschränken, beantwortet, aber da man bey diesem Vorschlag zugleich Mittel angeben müste, den dadurch in den Acciseeinnahmen entstehenden Ausfall zu ersetzen, so wird diese Auflösung gradezu verworfen werden, so lange man noch den Vortheil und Schaden der Branteweinbrennereyen nicht moralisch, nicht nach dem Einfluß derselben auf Menschenwohl, sondern nur cameralistisch und nach dem Gewinn der herrschaftlichen Gefälle berechnet.

Was kann also der Menschenfreund thun, der das Uebel sieht, ihm aber nicht abhelfen kan? Er begnüge sich, seine Mitbrüder zu warnen, und auch dadurch wenigstens zur etwaigen Minderung des Uebels beyzutragen. Auch schon dadurch stiftet er Nutzen, großen Nutzen, der sich in der Folge noch weit ausbreiten kann, wenn er andern auf den Nachtheil aufmerksam macht, den jener Misbrauch nach sich zieht, und wenn er dadurch auch nur diesen und jenen, der in Gefahr stand, auszuschweifen, zur Mäßigkeit zurück führt.

Der

Der Weg periodischer Schriften, die in vieler Hände kommen, däucht mir auch hiezu sehr schicklich, und darum auch hier noch ein Wort von dem äusserst nachtheiligen Einfluß, den der tägliche Gebrauch des Branteweins auf Geist und Körper hat.

Die Freunde des Branteweins rühmen, daß er den Menschen stärke und ermuntere. Sie berufen sich auf ihre eigne Erfahrung, nach welcher sie zu ihren gewöhnlichsten Verrichtungen ganz ungeschickt und unlustig sind, und alles was sie thun, nur mit einem unwilkührlichen Beben und Zittern der Hände vornehmen, ehe sie nicht ihren gewöhnlichen Schnaps genommen haben. Allein sie dürften sich nur erinnern, daß ehe sie sich an den Brantewein gewöhnt hatten, sie von dieser Ungeschicklichkeit, von diesem Zittern der Hände, und von dieser Unlust nichts gewust haben.

Auch will ich gern zugeben, daß der Brantewein bloß als Arzeney gebraucht und tropfenweise genossen, in manchen Fällen der Gesundheit zuträglich seyn kann. Ein solcher mäßiger Gebrauch auf eine vortheilhafte Art zu stärken, und die schwindende Kräfte bey Ermüdungen merklich zu ersetzen und zu erfrischen. Allein auf einen so sparsamen Gebrauch schränken sich sei-

ne

ne Verehrer nicht ein. Auch daurt diese gerühmte Wirkung nur wenig Vierthelstunden, nachher läßt er soviel mehr Trägheit und Schläfrigkeit zurück. Auch ist es nicht so sehr seine vorgegebene medicinische Kraft, als vielmehr seine berauschende und betäubende Kraft, die den Trinker auf eine halbe Stunde in einen behaglichen und mangelfreyen Zustand sezt, diese betäubende Kraft ist es, die den Liebhaber am stärksten reizt. Aber eben dieses ist es auch, was den Branteewein zu einem langsamen Gift macht.

Eine der bekannten schädlichen Wirkungen des Branteweins, die zugleich die beste Wiederlegung seiner vorgegebenen stärkenden Kraft ist, ist die, daß er den Magen ganz verschleimt, die Verdauungskraft schwächet und die Eßlust wegnimmt, daher man finden wird, daß die Brantweintrinker durchgängig schlechte Esser sind und gefolglich des besten Mittels den Cörper zu stärken und stark zu erhalten, sich selbst berauben. Da auch der Brantewein das Geblüt sehr erhizt, so erzeugt er auch gewöhnlich einen sehr heftigen anhaltenden Durst, und zwar nicht einen Durst nach Wasser, sondern nach neuem starken Getränk, daher man auch sehen wird, daß diejenigen, die des Morgens viel mit dem Branteweinsglase umgehen, des Nachmittags oder Abends häufig zur Bierflasche oder Weinbouteille

ihre

ihre Zuflucht nemen. Die unausbleibliche Würkung einer solchen stets fortgesezten Anfeuchtung des Cörpers ist eine immer zunemende Schwächung aller seiner festen und eine gänzliche Verderbnis aller seiner flüssigen Theile.

Gar bald gewöhnt sich auch die Natur an dieses fatale Getränk dergestalt, daß eine gewiße festgesezte Portion nach kurzer Zeit aufhört, die verlangte Würkung zu thun, und nicht mehr hinreicht, den erschlaften Cörper und den stumpf gewordenen Geist zu stärken und zu ermuntern, daher dann die gewöhnliche Portion bald vergrößert wird, wovon dann die immer stärker werdende Neigung zu diesem elenden Erquickungsmittel eine ganz natürliche Folge ist.

(Der Beschluß künftig.)

---

## 9.

## Wetterbeobachtung.

In meiner vorigen Beobachtung ist ein Druckfehler eingeschlichen. Der zweyte Kalte Tag war nicht der 10te, sondern der 7te December, da der Thermometer bey Nordostwind des Mittags auf 10 Grad nach Reaumour gestanden hat.

Weil

Weil die Kälte in diesem Winter sich so früh, nemlich schon am 25ten November eingestellt, so lange angehalten hat, und so heftig gewesen ist, will ich von Anfang an die kälteste Tage anzeigen, wie ich solche auf meinen des Mittags um zwölf Uhr in die freye Luft gegen Norden ausgehangenen Thermometer nach Reaumourschen Graden unter dem Frierpunkt bemerkt habe. Der Thermometer stand des Mittags

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| am 4ten | December | auf | 10 | Grad | bey Südwind. |
| — 7ten | — | — | 10 | — | — Nordostw. |
| — 14ten | — | — | $12\frac{1}{2}$ | — | — Ostwind. |
| — 15ten | — | — | $14\frac{1}{2}$ | — | — Ostwind. |
| — 16ten | — | — | $15\frac{1}{2}$ | — | — Ostwind. |
| — 17ten | — | — | $10\frac{1}{2}$ | — | — Südostw. |
| — 18ten | — | — | 13 | — | — Südostw. |
| — 23ten | — | — | $12\frac{1}{2}$ | — | — Ostwind. |
| — 28ten | — | — | $9\frac{3}{4}$ | — | — Ostwind. |
| — 29ten | — | — | $13\frac{1}{2}$ | — | — Nordostw. |
| — 30ten | — | — | $14\frac{1}{2}$ | — | — Nordostw. |
| — 31ten | — | — | 10 | — | — Südwestw. |
| — 1ten | Januar | — | 9 | — | — Südwind. |
| — 3ten | — | — | 11 | — | — Ostwind. |
| — 4ten | — | — | 13 | — | — Ostwind. |
| — 5ten | — | — | 10 | — | — Ostwind. |
| — 6ten | — | — | $11\frac{1}{2}$ | — | — Ostwind. |
| — 7ten | — | — | 13 | — | — Ostwind. |
| — 8ten | — | — | $13\frac{1}{2}$ | — | — Ostwind. |
| — 9ten | — | — | $9\frac{1}{2}$ | — | — Südostw. |

Dieser

Dieser Winter ist so wohl in Ansehung der Strenge der Kälte, als der Dauer derselben, der Kälteste, den wir im gegenwärtigen 18ten Jahrhundert gehabt haben. Im Winter 1709 hat die Kälte, wie ich von alten Leuten gehöret zu haben mich erinnere, zwar lange, aber doch nur 21 Tage gewährt. Im Winter 1740 haben wir im Anfang des Jänners, und im Winter 1785 im Ausgang des Februars und im Anfang des Märzmonats beydes Mal nur drey außerordentlich kalte Tage gehabt; Und jetzo haben wir vom 25. November v. J. bis zum 9ten Jänner d. J. eine anhaltende Kälte und darin die oben bemerkte 20 außerordentlich kalte Tage gehabt.

Wie man aus Wien schreibt, ist dort die Kälte am 23ten December v. J des Morgens um 8 Uhr am größten gewesen, da der Thermometer auf dortiger Sternwarte auf 18 Reaumoursche Grade gestanden hat.

In Paris ist die Kälte, wie uns die Zeitungen melden, in der Nacht vom 30ten bis 31ten December v. J. am stärksten gewesen, indem auf dortiger Sternwarte eben derselbe Thermometer, welcher im Jahr 1709 bey damaliger strengsten Kälte vom 13. bis 14. Jänners auf 15 Reaumoursche Grade gestanden, am 31. abgewichenen Decembermonats des Morgens um 5 Uhr bis auf 17½ Grad gefallen gewesen.

Ist

In Warschau ist die Kälte am 17ten Decemb. v. J. am stärksten, und so strenge gewesen, daß man wahrlich sich wundern muß, wie die Pohlacken noch so warme Reden halten können.

In Amsterdam hat der Thermometer im kalten Winter 1740 auf 15 Reaumoursche Grade gestanden. Da nun der Thermometer hier bey uns am 15ten und 30ten December auf 14½ Grad, und am 16ten gar auf 15½ Grad um die Mittagszeit, und um die Morgenzeit die ich wegen meiner Geschäfte nicht immer beobachten können, einmal auf 18 Grad gestanden hat, so haben wir jetzo einen Winter erlebt, der uns und unsere Kinder, und leider der Armut unvergeßlich bleiben wird. Gott laße den Rhein so los gehen, daß wir nicht auch wiederum das traurige Andenken von ihm haben mögen, welches er uns im Jahr 1784 hinterlaßen hat. Die Aussichten sind bedenklich.

S— —d.

---

Auflösung des Räthsels in vorigem Blatt.

Die deutschen Calender.

---

# 10.

## Der Brantewein.

(Beschluß.)

Man betrachte den Branteweintrinker einmal in seinem nüchternen Zustand: Eine unüberwindliche Trägheit, ein gänzliches Misbehagen und Uebelbefinden, Unlust und Ungeschicklichkeit zu irgend einem Geschäft, zumal zu einem solchen, wozu einige Anstrengung des Kopfs erfordert wird, gänzliche Unfähigkeit zum Nachdenken und ein lethargischer Stumpfsinn, das sind die quälende Gefühle des Branteweinstrinkers in den Stunden, wo er sein gewöhnliches Labsahl noch nicht zu sich genommen hat, und eben das sind die Nachwehen, die sich gleich einstellen, so bald die berauschende Kraft des Branteweins aufgehört hat. Die Meisten, denen dieser Zustand unerträglich fällt, nemen dann aufs neue zu immer größern und öftes wiederhohlten Portionen ihre Zuflucht, und so gerathen sie dann endlich in einen Zustand, worin ihnen jeder Genuß des Lebens unschmakhaft ist, der nicht durch einen Rausch gewürzt ist.

Traurig ist es für jeden Menschenfreund, zu sehen, daß die Neigung zum Brantewein auch

schon häufig anfängt, des weiblichen Geschlechts sich zu bemeistern, wovon die Folgen — selbst auf künftige Generationen — so viel nachtheiliger seyn müssen, da bey dem zärtern Nervenbau des weiblichen Körpers die Wirkungen dieses Getränks noch so viel zerstörender sind, und so auch schon durch die Muttermilch in die zarten Kinder übergehen.

Ich beschließe diesen Aufsatz mit der merkwürdigen Geschichte eines Erztrinkers, der, wie er mir selbst öfters widerhohlt, und noch auf seinem Sterbebette bestätigt hat, in seinem Leben mehr als 270 Ahm Brantewein jede zu 120 Maas gerechnet, getrunken hat. Die Geschichte dieses Mannes ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig. Sie zeigt insbesonder, wie viel ein Mensch über sich selbst vermag, und daß er im Stande ist, auch die stärkste Leidenschaft, auch die gröste und durch lange Gewohnheit zur andern Natur gewordene Neigung zu besiegen, wenn er nur ernstlich und redlich will.

Ich lernte diesen Mann, als er schon hoch bey Jahren war, und zwar als einen stillen ordentlichen Bürger kennen, und wollte es kaum glauben, als man mir sagte, daß es wohl nie einen stärkern Trinker gegeben habe, als dieser Mann in frühern Jahren gewesen sey. Auffal-

lend

lend war es mir, diesen Mann so wohl an Sonn- als Werktagen nie anders gekleidet zu sehn, als in einem grünen Rock, und schwarzen Unterkleidern, zumahl da mir auch andre Leute versicherten, ihn seit mehr als dreißig Jahren nie in einer andern Kleidung gesehn zu haben. Bey näherer Bekanntschaft erzählte mir der Mann die ganze Geschichte, seiner Verirrungen sowohl als seiner Bekehrung, und man wird daraus sehen, daß die immer beybehaltene grüne und schwarze Farbe seiner Kleidung hierauf Beziehung hatte.

Schon in seinem achtzehnten Jahr gewann er die Neigung eines Mädchens die nicht allein für ihren Stand sehr bemittelt war, sondern auch noch überdem eine wichtige Erbschaft zu gewarten hatte. Durch die Heirath mit diesem Mädchen konnte er auf den Besitz eines Vermögens von 30000 Gulden Rechnung machen. Er zögerte also nicht lange, die Verbindung zu vollziehen. Dreißigtausend Gulden schien dem unerfahrenen Jüngling eine Summe die unerschöpflich sey, und nie zu Ende gehen würde. Einer der Hauptbewegungsgründe, seine erlernte Profession fleißig und ordentlich zu betreiben, verlohr also bey ihm viel von seiner Kraft. Er verfiel in Müßiggang, und dieser verleitete ihn zum Trunk. Die gehofte Erbschaft seiner Frau,

worauf er so sicher gerechnet hatte, wurde durch einen Prozes angefochten; der Prozes daurte viele Jahre lang, und nach dessen Endigung war die Erbschaft weit über die Hälfte eingeschmolzen. Der öftere Verdruß während dieses Prozeßes verstärkte seine Neigung zum Trunk, und um kurz zu seyn, er brachte es bald so weit, daß täglich drey Maaß Brantewein seine gewöhnliche Portion, und diese ihm ein ordentliches Bedürfnis ward. Diese Lebensart sezte er ohngefähr dreißig Jahr lang fort, und man kan leicht denken, daß nun das so groß geschäzte Vermögen seiner Frau rein aufgezehrt war.

Einst kam er des Abends spät von einer benachbarten Stadt, wo er etwas mehr als seine gewöhnliche Portion zu sich genommen hatte. Unterwegens bemerkte er, daß er nicht recht mehr grade aufwärts gehen konnte, er strauchelte und fiel in einen Graben, mehr als zehnmal stand er auf, und jedesmal fiel er wider hinein. Endlich gelang es ihm, festen Fuß zu gewinnen, und er kam ziemlich nüchtern zu Haus, denn die Angst, und die Vorstellung der Gefahr, in welcher er in jenem Graben, der ziemlich tief mit Wasser gefüllt war, gewesen, hatte den Rausch merklich vertrieben. Er legte sich schlafen. Nun kam ihm im Traume die Geschichte des Grabens noch einmal vor. Zugleich fuhr ihm der Gedanke

danke lebhaft durch die Seele: Wem hast du deine Rettung zu danken? Es war mir (dies sind seine eigene Worte) es war mir, als ob mir jemand gesagt hatte: Und wozu hat dich der liebe Gott gerettet? doch gewiß nicht dazu, daß du täglich nichts anders thun als faullenzen und saufen sollst. Ohne Zweifel wil Gott, daß du ein anders Leben anfangen sollst. Bisher hast du nicht gelebt wie ein Mensch sondern schlimmer als ein Vieh, denn Niemand in der Welt hat bisher von dir den geringsten Nutzen gehabt — dazu bist du doch nicht in der Welt — Auf und beßre dich! Es war mir, fuhr er fort, als ob ich eine würkliche Stimme gehört hätte, die mir dieses sagte, ich erwachte mit Schrecken und faßte zur Stelle den Entschluß, dem Trunk zu entsagen. Nicht lange, so schlief er wider ein, und sein Entschluß beym Erwachen ward dadurch noch mehr gestärkt. Des Morgens beym Aufstehn sagte er seiner Frau, sie solle auch für ihn Caffe mit setzen: diese verwunderte sich hierüber sehr, denn seit vielen Jahren hatte er kein warm Getränk über den Mund genommen, sie widerrieth es ihm auch, weil sie fürchtete, es werde ihm bey der langen Ungewohnheit für seine Gesundheit nachtheilig seyn. Er bestand aber drauf, und versicherte, daß er wieder ein Tropfen Brantewein zu sich nemen werde — Kaum hatte er ein paar Tassen Caffe zu sich genommen, so

wurde

wurde ihm übel, und es erfolgte ein heftiges Erbrechen. Jezt nöthigte ihn seine Frau sehr, ein Glas Brantewein zu nehmen und rieth ihm an, sich nur vor und nach durch immer verkleinerte Portionen davon zu entwöhnen. Er blieb aber standhaft und sagte: So wahr du mich hier grün und schwarz — er hatte damals grade Rock und Weste von diesen Farben an — vor dir stehen siehst, wirst du mich auch nie wider sehn einen Tropfen Brantewein über den Mund nehmen. Alles was er an diesem und den folgenden Tagen genoß, mußte er gleich wieder von sich geben. Er fiel darauf in ein starkes Fieber, und selbst der Arzt versicherte, er könne ihn nicht retten, wenn er nicht etwas Brantewein, woran die Natur nun so ganz gewohnt sey, wenigstens als Arzeney zu sich nehmen wollte. Ja, ohne sein Wissen versezte er die ihm vorgeschriebene Arzeney mit Brantewein, aber sobald er sie schmeckte, warf er sie mit Unwillen von sich und betheurte lieber sterben zu wollen, als sein Gelübde zu brechen. Er erhohlte sich auch endlich würklich von seiner, von dem Arzt selbst in seinen Umständen für unheilbar erklärten Krankheit, zum Beweis, wie falsch das Vorurtheil ist, ein Trinker dürfe ohne Nachtheil seiner Gesundheit nicht auf einmal seiner geliebten Gewohnheit entsagen, sondern müsse sich nur allmählig entwöhnen. Nach seiner Genesung blieb

der

der Mann auch immer seinem Gelübde treu, und er versicherte mich, es sey ihm solches nicht schwer gefallen, den Brantewein ganz zu entbehren, aber dafür hätte er nicht Bürge seyn wollen, daß wenn er nur einmal eine kleine Portion wieder würde geschmäckt haben, er schwerlich dem Trieb nach mehrerem würde widerstanden haben. Um indessen allzeit eine sinnliche Erinnerung an sein Gelübde zu haben, beschloß er von dieser Zeit an, nie anders als schwarz und grün gekleidet zu gehn. Er lebte von dieser Zeit an noch ohngefähr 30 Jahr, still, fleissig und ordentlich, und starb endlich an der gewöhnlichen Krankheit aller Trinker, der Brustwassersucht, in einem Alter von 81 Jahren.

——ch.

---

## II.

### La Trappe.

(Ein Tableau, nach den Voyages du Comte de H*.)

Ich schreibe ihnen aus der Abtei la Trappe. Wie? Ganz gewis. Fürwitz, vereinigt mit einem Anfall von Milz, führte mich in Versuchung, diese berühmte Einsiedelei zu sehen. Ich machte also einen Ausflug dahin. Hier ist, was mir auffiel.

La Trappe liegt von Paris vier und dreißig Meilen ab. Man bleibt auf der Landstraße nach Bretagne bis auf fünf Meilen. Dann führt ein Seitenweg nach der Grafschaft Perche: der gräuslichste Weg von der Welt. Zwischen zwo Felsenwandungen, vor denen sich die Sonne scheut, reist man über einen Weg, welcher die Folter des Wandersmanns ist. Ein Meile vor la Trappe kommt man in einen furchtbaren Wald. Hinter demselben liegt das Kloster.

Nichts kann melancholischer, nichts für die Entmenschung ausgesuchter seyn, als diese Lage. Auf der einen Seite die öde Natur, auf der andern ein Prospekt von Ruinen und Felsenklüften, steht die Abtey, wie verflucht, im Winkel eines Waldes. Ein ewiger, grausamer Winter umhüllt sie. Dann, wenn man auf der Poststraße, und zwischen den Felsenwänden die Hitze der Verdammten auszustehen hat; so erfährt man beym Eintritt in den Wald plözlich die Kälte derselben. Es scheint, die Natur habe geschworen, daß hier der Wendezirkel von Europa seyn soll.

Die Abtey besteht aus nichts, als dem Kloster und einem Wirthshaus, zum Behuf der Fremden. Hier ist man zechfrey. Die seltene Gastfreiheit der Mönche erlaubt jedem Reisenden

drey Tage lang auf ihre Kosten zu weilen; aber nicht länger.

Da ich die Absicht hatte, das Institut kennen zu lernen; so zog ich eine Zelle dem Gasthof vor. Man ließ mich überall zu, ins Convent, in die Kirche, zur Tafel, in die Zellen, zu ihren Arbeiten.

Vor dem Priorat des berühmten Rance war die Regel zu la Trappe in nichts unterschieden von andern Orten. Er ist's, von dem das Stift die außerordentliche Strenge erhielt, welche es so sehr berüchtigt.

Bekanntlich war es ein Zug einer besondern Verzweiflung, welche ihn antrieb, die Menschen zu fliehen. Er kam nach la Trappe. Hier fand er einige Mönche. Er reformirte sie, und führte eine Regel ein, vor der die Menschlichkeit zurückbebt.

Die Geschichte dieses Schwärmers ist von den Dichtern und den Romanschreibern unendlich aufgestuzt worden. Sie ist indeß sehr einfach. Der Abt Rance war ein Weltmensch. Er liebte eine gewiße Dame. Nach einer kleinen Reise aufs Land kommt er nach Paris zurück. Er will sie durch die verborgene Treppe, die er ge-

wohnt war, in ihrem Kabinet überfallen. Was für ein Blick! Ein Sarg; und neben demselben auf einem Brett die Leiche seines Liebchens mit abgehauenem Kopf. Er erstarrt, verliert die Sinne, stürzt sich über die Treppe zurück, und sucht den Wald von la Trappe auf.

Die Dame war ganz natürlich gestorben; aber weil ihr Körper für den silbernen Sarg, in welchem sie neben ihrem Vater ruhen wollte, zu lang war: so trennte man den Kopf von den Schultern. Um diß fragt der Ritter Rance nicht. Er folgt nur der Verzweiflung, und wird Mönch.

Sein exemplarischer Wandel erhebt ihn auf die Stufe des Priors. Nun ist ihm nicht genug, allein unglücklich zu seyn; er muß Andere auch unglücklich machen. Diß ist die Geschichte des Instituts.

Die Mönche zu la Trappe bringen eilf Stunden des Tags im Chor zu. Sie beten mit Wut. Ich wohnte ihnen bei einer dieser Uebungen vier ununterbrochene Stunden bei: ich gab genau auf sie Acht. Auch nicht einer wendete den Kopf. Der Chor glich einem Saale von römischen Statüen, denen von einem Vaucanson durch ein verborgenes Triebwerk Töne eingeflößt waren.

Nie

Nie redet einer von ihnen. Die Stimme ist ihnen durch die Zauberkraft ihres Priors völlig benommen. Sehr oft wissen sie ihre Herkunft und ihren Namen selbst nicht; und auf hundert Meilen kennt Einer den Andern. Das Geheimniß des Convents hat nur der Prior. Sie wissen und dürfen nicht mehr denken, als er will. Kurz, es ist eine Sammlung lebendiger Leichname.

Ich speißte an ihrer Tafel. Sie leben blos von Rettichen und Kohl, und müssen ihre Nahrung selbst pflanzen. Nicht Einer hob die Augen in die Höhe. Ich ließ zur Probe bald das Messer, bald die Gabel auf den Boden fallen, um eine Bewegung unter diesen Bildsäulen zu erregen. Umsonst. Niemand blickte mich an. Das Essen war das knauserichste. Da ich ein Reisender bin, und folglich der Appetit immer einer von den Artikeln meines Felleisens ist; so gedachte ich zulezt den Teller und das Besteck mit aufzuessen, um mein Leben zu retten.

Nach der Tafel gehen sie in den Garten, um an ihren Gräbern zu arbeiten. Der Tod begleitet sie überall. Da sie bey ihrem Eintritt ins Kloster sich selbst, ihren Freunden und allen menschlichen Denken absagen müssen; so erfahren sie nie mehr etwas von der Welt, es sey dann, daß sich ein Trauerfall in ihren Familien

ereignet;

ereignet; alsdann spricht der Prior blos beym Gebet: der Vater — die Mutter — der Bruder des Einen von uns liegt in den lezten Zügen: laßt uns ein Memento machen.

Ihre Zellen haben keine Fenster. Sie erhalten das Licht blos durch ein offenes Loch in der Decke, ein eben so sparsames Licht wie ihre Tafel. Auf ihren Bettdecken liegt also ein ewiges Eis.

Das Noviziat dieser Elenden währt zwei Jahre. Nach diesem ist keine Erlösung mehr. Besucht sie Jemand, so wird er drei Tage lang bewirthet: alsdenn fragt man ihn sehr höflich, ob er abreisen, oder die Kutte anziehen will.

Um die Fremden zu bedienen, wird ein gewißer Geistlicher vom Prior zum Leben dispensirt. Dieser nun darf reden. Er war ein sehr artiger Mann, der mich traf. Er wies mir Alles, die Grabmäler des unsterblichen Rance und des eben so berühmten Comminge, dessen Geschichte er für ganz wahr hält.

Es ist unmöglich, daß ein unglücklicher Liebhaber mit den Denkwürdigkeiten eines Rance oder Comminge in der Hand vor diesen Monumenten stehen könnte, ohne daß ihm der Kopf schwindelt.

Mein

Mein Führer sprach sehr viel, und als ein wohl belebter Mann. Er sagte mir, daß er einst ein Ludwigsritter war, und im Successionskriege ein Regiment anführte. Unter andern erzählte er mir eine unterhaltende Anekdote. Die Herzogin von Bourbon wollte im vorigen Monat nebst zwo Damen, unter Mannskleidern, die Abbtey sehen. Aber im Gasthof erkannte sie Jemand. Man gab dem Prior einen Wink. Er sperrte alle seine Mönche in ihre Gräber ein; und empfing die Gesellschaft unter der Thüre. Hier überreichte er ihnen die Schlüssel zur Abbtey und bat sie, sich nach Belieben umzuschauen. Er selbst aber verschloß sich im Chor. Die Herzogin war zu fein, um nicht zu merken, daß sie verrathen wäre. Sie gieng also mit ihrer Begleitung, ohne das Kloster zu betreten, in Gasthof zurück, und schickte dem Prior seine Schlüßel wieder zu.

Noch eine Anekdote. Mit dem Rosenkranz in der Hand gieng einer von den Patern in der Allee, so an ihren Garten stößt, sein Brevier bethend, auf und nieder. Ein reisender Offizier begegnet ihn, und frägt, wohin der Weg nach Rennes gehe. Der Geistliche weist mit der Hand darauf. „Ist ein königlicher Offizier„ braußte der Kriegsmann auf, „etwan nicht werth, daß man ihm antwortet? Der Pater legt den Finger

auf

auf den Mund. Dis Merkzeichen will der Offizier nicht verstehen: er springt vom Pferd, faßt den Mönch bey der Gurgel, wirft ihn zu Boden, und schlägt seine Peitsche auf ihm entzwey. Wie er wieder aufsitzen will; so sträubt sich das Pferd und wird scheu. Der zerschmetterte Geistliche erhebt sich vom Boden, faßt den Hengst beym Zügel und hält dem Helden den Steigbügel, ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Seufzer von sich zu lassen. Wenn diese Begebenheit wahr ist, wie man mich versichert hat; so übertrift sie alle Züge von Edelmuth und Geduld, welche die strengste Regel ausfinnen konnte.

Der berühmte Dichter la Mothe fiel einst auf die Schwärmerey, sich zu la Trappe einzukleiden. Er hatte schon ein Jahr seines Noviziats erstanden. Von ungefähr fällt sein Blick auf ein Muttergottesbild über dem Hochaltar. Plötzlich springt ihm die poetische Ader auf. Er schreibt ein reizendes Gedicht auf den Gegenstand. Mit diesem läuft er voll Wärme zum Prior. Aber wie sehr wird er betroffen. Statt des Lobs, so er sich schmeichelte, giebt ihm der Meister einen züchtigen Verweis, und verbiethet ihm bey ewigem Einmauren jemals wieder an etwas Weltliches zu denken. Dies brachte den Kandidat wieder zu sich selbst; er warf die Kutte von sich. Die Welt bekam einen schönen Dichter mehr,

und

und die Religion vermutlich einen schlechten Mönch weniger.

Ohne Zweifel werden sie, nachdem sie Diß lesen, zu ihrem Arnaud laufen, und ihn von neuem in die Hand nehmen: ich bin also entschuldigt, meinen Brief zu verlängern.

Anonym.

---

## 12.

### Anekdote.

Bey einer starken Fouragierung in Böhmen war ein preußischer Karabinier so dreist, nicht weit vom Könige einem Bauer ein Schaaf zu nehmen, schnitt ihm den Hals ab, und band es in sein Fouragierbund. Als der Bauer ihn damit fortreiten sah, machte er einen gewaltigen Lerm, so daß der König es hörte, und sich nach der Veranlassung dazu erkundigte. Der Bauer wurde gerufen, und erzählte seinen Unfall, daß ihm nemlich ein Reiter mit einer grünen Mütze ein Schaaf genommen habe. Der König, der schon im Zurückreiten begriffen war, nahm den Bauer mit sich, daß er ihm den Mann mit der grünen Mütze anzeigen sollte. Funfzig Schritt weiter fanden sie ihn; der König ließ unterstichen, und siehe, das Schaaf steckte im Fouragierbunde. Warum hast du das Schaaf genommen, rief ihm der König zu. — Weil wir im Läger nichts zu leben haben, lautete die Antwort.

Der

— Der König fragte: Bauer, wie viel willst du für dein Schaaf haben? — 2 Gulden Ihro Majestät. Der König ließ sie dem Bauer auszahlen; allein der Karabinier eiferte dagegen, und meinte, das Fell, der Kopf, Füße und das Geschlinge, müßte abgerechnet werden, das könne sich der Bauer wieder abholen. Der König lachte über diesen Handel, entließ den Bauer, und sagte zum Reiter: „Höre, laß das Schaafstehlen künftig bleiben; sonst kostet es mir immer zwei Gulden, und dir einen Puckel voll Prügel.“ — Ihro Majestät, ich werde es künftig so machen, daß es uns beiden nichts kostet. Dem Könige gefiel die schnelle Antwort des Reiters, und ließ ihm etwas zum Trunk reichen.

---

Als ich in dem Götterrath
Eben mich befragen wollte,
Ob die Welt erfrieren sollte,
Bläßt ein Süd im Augenblick
Mich in wärm're Welt zurück —
Neugeboren steh ich hier!
Alles freuet sich mit mir!
Arme, die ihr oft so bang,
Einen manchen Abend lang,
Zu den kalten Sternen blicktet,
Und vergebens Seufzer schicktet —
Der Euch Erz und Eisen schien,
Seht der Himmel weinet wieder
Aufzuthauen starre Glieder!
Menschen, Thiere, Vögelein
Fühlen heut ein neues Seyn!
Ueber uns im Sternenfeld
Unser Gott liebt seine Welt!
Auch beym Dräuen ist er noch
Unser Vater! — liebt ihn doch.

---

# 13.

## Noch einige Nachrichten den Sklavenhandel betreffend.

Noch immerfort ist die ohnlängst von einigen Menschenfreunden in England in Vorschlag gebrachte, aber freilich noch vielen und großen Schwürigkeiten bloßgesezte gänzliche Aufhebung des Sklavenhandels eine Sache, welche die ganze brittische Nation beschäftigt. Da diese Sache, die ohnehin die Menschheit auf das stärkste interessirt, eben dadurch zugleich ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist, so haben wir daher Anlaß genommen, schon im August des vorigen Jahrs auch diesen unsren Blättern einige Nachrichten von der eigentlichen Beschaffenheit dieses abscheulichen Handels einzurücken. Aus demselben Grunde mögen auch noch folgende Nachrichten über eben diesen Gegenstand eine Stelle finden. Sie dienen theils zur Bestätigung, theils zur ferneren und ausführlichern Auseinandersetzung dessen, was bereits an dem angezogenen Ort von dem traurigen Schicksal und der unmenschlichen Behandlung einer unzähligen Menge solcher Unglücklichen und hülflosen Opfer des Geizes und der Habsucht ihrer Nebenmenschen gesagt worden ist. Uebri-

gens haben diese hier mitgetheilte Nachrichten völlig das Verdienst der Zuverläßigkeit. Sie sind ziemlich aus einer englischen Schrift ausgezogen und übersezt, die unter der großen Menge deren, die jezt häufig über diesen Gegenstand erscheinen, eine der merkwürdigsten ist, und deren Verfaßer Alexander Falconbridge selbst einige Jahre lang als Schifschirurgus auf einem der Schiffe gedient hat, die zum Transport der angekauften Sklaven bestimmt sind.

* * *

Die Hauptmarktplätze des Sklavenhandels an der afrikanischen Küste sind Bonny und Neu-Calabar. Die Schiffe, deren hier zwölfe, fünfzehn auch mehrere, theils englische, theils französische zusammen kommen, legen sich gewöhnlich eine englische Meile von der Stadt Bonny vor Anker. Alsdann gehn die Capitains ans Land, machen ihre Ankunft kund, präsentiren den Königen ihre Geschenke, und laden sie auf ihre Schiffe ein. Sobald die Könige (im Jahr 1784 war Bonny die Residenz zweyer Könige) am Bord des Schifs gewesen, wo man sie wohl bewirthet und mit Kanonen begrüßt, nimmt der Handel seinen Anfang, der gewöhnlich drey Monate dauret. Die Anzahl der anzukaufenden Sklaven ist nicht bestimmt, sondern hängt von Umständen ab.

Bey

Bey einer Reise die Falconbridge nach Bonny machte, hatten sich so viele englische und französische Schiffe daselbst zusammen gefunden, daß der ganze Waarenvorrath auf seinem Schiffe, wofür man 500 Sklaven einzutauschen gedachte, wegen der großen Concurrenz nur zum Einkauf von 350 hinreichte. Das Gegentheil geschahe während des Amerikanischen Krieges, da in drey Jahren nur ein einziges Schif und zwar von Liverpool nach Bonny kam, und daher einen überaus wohlfeilen Einkauf machte.

Die Sklaven werden theils von den Königen, theils von Negern, die den Königen, dafür einen Zoll bezahlen, an die Europäer verkauft. Diese Negern kaufen die Sklaven auf Märkten ein, die alle sechs Wochen über 200 englische Meilen landeinwärts gehalten werden. Die Völkerschaften, zu welchen diese Unglückliche gehören, wohnen noch weit tiefer in Africa, so daß bisweilen mehrere Monate erforderlich sind, ehe die Transporte den Marktplatz erreichen. Die meisten sind Männer und Knaben, und nur ein Drittel vom weiblichen Geschlecht. Die Leute, die sich mit diesem Menschenhandel abgeben, schließen kein Alter von ihrer Speculation aus; sie kaufen Kinder, die nur einen Monat alt sind; und Greise von 70 Jahren, selbst schwangere Weiber, die ihrer Entbindung nahe sind, jedoch alle nach verhältnismäßigen Preisen.

Schrecklich ist es, wenn man bedenkt, daß die mehresten dieser Unglücklichen durch List oder Gewalt von ihrer Heimath entfernt, und so weggekapert werden. Die schwarze Menschenhändler verstehn sich sehr gut auf diese Kunst, und wenn jemand ihre Absicht merkt und entfliehen wil, so haben sie grosse Hunde bey sich, die ordentlich auf diese Menschenjagd abgerichtet sind. Viele werden bey ihrer Feldarbeit überfallen und weggeschlept. Oft aber trift auch die Menschendiebe selbst dies Schicksal, welches sie als ein nicht ungewöhnliches Unglück betrachten. Auf diese Art wird unter den Ungarn eine immerwährende Feindschaft und Mistrauen genährt, und alle Geselligkeit vernichtet. Es ist wohl eine bloße Sage, wenn behauptet wird, daß die Negerkönige Sklaven zum Verkauf aufziehen, so wie man es in Europa mit dem Vieh macht; denn die Sklaven werden entweder, wie eben erwähnt ist, gekapert, oder wegen Verbrechen, die sie würklich begangen, oder die man ihnen oft nur andichtet, verkauft werden. Falconbridge erzählt davon unter andern folgendes Beyspiel: Ein schwarzer Menschenhändler, der zugleich das Amt eines Richters in Bonny verwaltete, wünschte eine europäische Waare zu kaufen, hatte aber keinen Sklaven zum Tausch; sogleich wurde ein armer Fischer eingezogen, unter dem Vorwand, daß er seine Fische zu theur verkauft

habe.

habe. Der Richter fand ihn natürlich schuldig und verkaufte ihn auf der Stelle.

So bald ein Schif sich an der Küste zeigt, erhält man selbst tief im Lande davon die schleunigste Nachricht. Die Menschenhändler verlaßen sodann die Märkte, und eilen nach dem Seeufer, wo die Sklaven erst gereinigt, und mit Palmöhl gerieben, hernach aber zur Schau ausgestellt werden. Die erste Untersuchung betrift das Alter und die Gesundheit des Sklaven; demnächst werden alle Teile des Cörpers besichtigt. Böse Augen, böse Zähne, Lahmheit oder sonstige Gebrechen, selbst ein schlanker Wuchs, machen den Kauf, wenn er geschlossen, rückgängig; nur muß die Rückgabe nicht später als den folgenden Tag geschehen. In diesem Fall werden die armen Verworfenen von ihren vorigen Herren jämmerlich gemishandelt, ja bisweilen umgebracht. Besonders ist solche Grausamkeit in Neu-Calabar nicht ungewöhnlich. Man hat alda Beyspiele gesehen, daß die schwarze Menschenhändler die zurückgegebene Sklaven alle in ein klein Canoe geladen und dicht unter dem Schif die Köpfe abgehauen haben.

Das traurige Schicksal des Sklaven fängt von dem Augenblick an, da er gekapert wird. Viele noch ehe sie die Märkte erreichen, fallen unter

den Streichen, oder kommen um durch Mangel an Nahrung in den schrecklichen Wildnißen. Die Art wie sie zu Lande oft mehrere hundert Meilen weit transportirt werden, haben wir im Monat August ausführlich beschrieben. Sobald man mit ihnen den Fluß erreicht, so werden sie in Canoen mit gebundenen Händen der Länge nach auf den Boden gelegt, und so dem gewöhnlichen heftigen Regenwetter ausgesezt, da sie denn mitten im Wasser liegen, und fast gar nicht trocken werden; dabey bekommen sie die elendeste Nahrung, und dies in so geringem Maas, als eben erforderlich ist, das Leben zu fristen. Ihr Schicksal wird nicht beßer, wenn sie ein Eigenthum der Europäer werden. Die Männer werden so bald sie das Schif betreten, zwey und zwey mit Händen und Füßen an einander geschmiedet, und dann unters Verdeck geschlept. Die Weiber, denen ein abgesonderter Raum angewiesen wird, haben keine Eisen, auch die Knaben nicht, die ebenfals abgesondert sind. Der ihnen zugetheilte Platz ist so enge, daß sie nie anders als auf der Seite liegen, und nie aufgerichtet stehen können. Mitten unter ihnen sind Zuber in conischer Form hingestellt, zur Entledigung ihrer natürlichen Bedürfniße, zu denen sie aber nie anders als über die Leiber ihrer Cameraden hinkriechend gelangen können. Die Fesseln verursachen unsanfte Stöße und diese erzeugen unter

ihnen

ihnen unaufhörliche Schlägereyen. Die Schwürigkeiten zu den Gefäßen hinzukommen, veranlaßt viele, sich nicht von der Stelle zu bewegen, und der Natur freyen Lauf zu laßen. Diese empörende Unflätere ist eine neue Quelle von Zwietracht, wodurch der Zustand dieser Neger über alle Maaßen elend wird; oft sind auch diese Gefäße zu klein, und werden nur einmal des Tages ausgeleert.

Alle Morgen um acht Uhr werden sämtliche Neger aufs Verdeck gebracht und ihre Feßeln untersucht; sodann werden alle diese Feßeln durch einen Ring an einer großen Kette befestigt, die an dem Schif hängt. Auf diese Weise werden 50, 60 auch mehr mit einander verbunden, und wenn kein Sturm ist, erlaubt man ihnen, bis Nachmittag fünf Uhr auf dem Verdeck zu bleiben, da sie denn hernach von der großen Kette losgemacht und wider herunter geschickt werden.

Ihre Nahrung besteht größtentheils aus großen Bohnen, die zu einem Brey gekocht werden, desgleichen aus Yams und Reiß, wozu bisweilen etwas Rindfleisch oder Schweinefleisch gefügt wird. Auch wird eine Sauce von Palmöhl mit Mehl, Waßer und Pfeffer vermischt, für sie zubereitet. In ihrem Lande ist ihre Nahrung Fleisch, Fische, Wurzeln, Yams und indisches

Korn. Ihre Schifskost, die Bohnen und der Reiß werden aus Europa mitgebracht, doch wird auch lezterer bisweilen an der africanischen Küste wegen seiner vorzüglichen Güte gekauft. Die Bohnen wollen den Negern gar nicht zu Halse; die meisten haben eine solche Abneigung dagegen, daß man genau auf sie Acht geben muß, wenn sie auf dem Verdeck gefüttert werden; denn sie werfen diese Speise ins Meer, oder auch einander ins Gesicht, wenn sie zanken. Die Neger von der Goldküste sind eher zu befriedigen, und essen mehrentheils, was man ihnen gibt; auch in größerer Quantität wie die andern, vor denen sie auch wegen ihrer körperlichen Stärke und bessern Einsicht den Vorzug haben.

Zweymal des Tags werden sie gefüttert, um acht Uhr des Morgens, und um vier Uhr Nachmittags, und zwar in den meisten Schiffen einmal mit ihrer auf dem Lande gewöhnlichen und einmal mit andrer Kost, die ihnen in hölzernen Trögen vorgesezt wird. Um einen solchen Trog schließen immer Zehn und Zehn einen Kreiß, und arbeiten dann mit hölzernen Löffeln drauf loß, welche sie aber bald verliehren und sich dann ihrer Hände bedienen. Diese Mahlzeiten geschehen bey gutem Wetter, oben auf dem Verdeck, bey übelm Wetter aber im Schifsraum. Die Zänkereyen und Schlägereyen sind bey diesen

Mahl-

Mahlzeiten am häufigsten, besonders wenn die Reise nach Westindien durch widrige Zufälle verzögert wird, und daher die Schifsportionen geschmälert werden. An Wasser zum Trinken erhalten sie bey jeder Mahlzeit eine halbe Bouteille. Wenn sie aus Verzweiflung alle Nahrung ausschlagen, so werden ihnen glühende Kohlen so nahe an die Lippen gehalten, daß sie solche versengen, mit Drohungen begleitet, sie ihnen in den Schlund herunter zu stossen, wenn sie nicht essen würden. Dies Mittel ist gewöhnlich würksam.

Da die Bewegung zu ihrer Erhaltung so nöthig ist, so zwingt man sie bey gutem Wetter auf dem Verdeck zu tanzen. Wenn sie es mit Unwillen oder langsam thun, so werden sie gepeitscht, daher jedesmal ein mit einer großen Peitsche versehener Matrose bey solchem Tanze präsidirt. Die Musik dazu geschieht mit einer Trommel, und wenn diese zerschlagen wird, so trommelt man auf die Freßtröge. Auch zwingt man sie zum Singen, da denn ihre Gesänge natürlich sehr gewöhnlich sind. Den Weibern giebt man zu ihrer Belustigung Spielsachen; der Endzweck wird aber gewöhnlich vereitelt, weil sie solche einander wegstehlen und sich hernach zanken. Auf manchen Schiffen erlaubt man den Matrosen, sich mit den schwarzen Weibspersoh-

nen

nen zu vermischen, wenn diese damit zufrieden sind; die Schifsofficiere aber nehmen sich diese Freyheit ohne alle Einschränkung. Diese Weibsleute sind so sehr der Liebe ergeben, daß man viele Beyspiele vom Selbstmord hat, wenn ihre Liebhaber unbeständig geworden sind.

Die Unbequemlichkeiten, die diese Elenden während der Reise erdulden müßen, ist über alle Beschreibung. Sie leiden weit mehr von der Seekrankheit als die Europäer, wobey der Mangel der frischen Luft am unerträglichsten ist. Um dieses große Uebel zu verringern, sind an jeder Seite des Schifs fünf bis sechs Luftlöcher angebracht, sechs Zoll lang und vier breit, die aber, wenn die See hoch geht, geschloßen werden müßen, und dann werden die Negerbehältniße den Backöfen ähnlich. Diese Hitze erzeugt den Blutfluß unter ihnen, der so erschrecklich wirkt, daß der Schifsboden, so wie in einem Schlachthause mit Blut bedeckt ist. Falconbridge erzählt, daß er einst wegen seiner Berufsgeschäfte im innern Raum der Neger zur Zeit der verschloßenen Löcher gegangen und zwar nackend ohne Hemde; dennoch konnte er es kaum eine Viertelstunde aushalten, er war der Ohnmacht nahe, mußte heraus getragen werden, und blieb einige Monat lang krank.

Die

Die Neger, selbst die Kranken, liegen auf den bloßen Dielen, da denn die Bewegung des Schifs ihre Haut, ja selbst ihr Fleisch von den Schultern und Hüften so abreibt, daß die Knochen ganz offen liegen. Diejenigen, die im Blut ihres Cameraden schwimmen, haben das schreckliche Schicksal am ehesten, wobey sie dann, wenn sie es überleben, höllische Schmerzen leiden müßen. Die Kunst des Wundarztes vermag dabey fast gar nichts; denn die Pflaster werden entweder durch die Bewegung des Schifs abgerieben, oder von den Negern selbst abgerissen. Auch kann nur große Dürftigkeit einen Wundarzt vermögen, sich auf Negerschiffe zu verdingen, da ein abscheuvolles Leben auf ihn wartet, und er den Leidenden nicht helfen kan. Wenn er des Morgens die Behältniße besucht, so findet er gewöhnlich Todte, und zwar diese mit Lebendigen zusammen geschmiedet, da man dann beyde aufs Verdeck schlept, sie von einander sondert, und den Todten gleich ins Meer wirft.

Diese mannigfaltige Leiden der Neger, der Verlust ihrer Freyheit und der gänzliche Mangel aller Hofnung verursachen, daß man die möglichste Sorgfalt sie zu hüten anwenden muß. Sie arbeiten sich durch die Schifsnetze hindurch und stürtzen sich ins Meer. Nicht selten geschieht ein Aufruhr, der nie ohne viel Blut-

ver-

vergiessen gestillt wird; Manchmahl gelingt er, so dann wird die ganze Schifsequipage das Opfer. Der Verlust der Freyheit macht viele Neger rasend; Besonders ist dis der Fall bey den Weibern. In diesem Zustand geben sie gewöhnlich bald den Geist auf.

---

## 14.

## Die Türken als Krieger betrachtet.

Eine Nation, auf welcher bey den gegenwärtigen politischen Zeitumständen die allgemeine Aufmerksamkeit so vorzüglich gerichtet ist, verdient es, auch in unsren Blättern disweilen erwähnt zu werden. Wir haben deswegen bereits im Monat August des vorigen Jahrs (No. 6) aus Lüders Beschreibung des Türkischen Reichs unsren Lesern eine ziemlich ausführliche Schilderung des Privatlebens und der häuslichen Gebräuche der Türken vorgelegt. Wir glauben, es werde ihnen nicht minder unterhaltend seyn, auch einmal etwas zuverläßiges über den kriegerischen Charakter dieser Nation zu lesen, zumal da hierüber noch immer sehr verschiedentlich geurtheilt wird. Nachstehende Bemerkungen über diesen Gegenstand, sind wohl das wichtigste und zuverläßigste, was wir hierüber unsren Lesern mitteilen

teilen können, da sie von einem Verfaßer herrühren, der beydes als Gelehrter und als Mann von Metier rühmlichst bekannt ist; nemlich von dem Herrn Hauptmann von Archenholz, in seiner Litteratur und Völkerkunde vom Monat Decemb. vorigen Jahrs.

* * *

Die Türken sind noch völlig jenes rohe, uncultivirte, Wissenschaften und Künste hassende, alles zerstörende und nichts aufbauende, kurz in jeder Rücksicht verachtungswürdige Volk, wie man bisher geglaubt hat, und diejenigen, die einen Augenblick daran zweifeln, thun ihnen warlich zu viel Ehre an. *) Ich berufe mich auf zwey Männer von vielem Verstande, die mit grossen Kenntnissen versehen, und mit der türkischen Sprache bekannt, diese Nation so wie sie ist, durch einen langen Aufenthalt in der Nähe haben kennen lernen. Der Ritter Tott und Volney, zwey Volksbeobachter der ersten Classe, zeigen uns durch zahllose Thatsachen die Türken in ihrer eigenthümlichen Gestalt. Der jetzige Krieg beweißt nichts, gar nichts zu ihrem Vortheil. Ist ihr Vorrücken mit einer Art Ordnung geschehen, so war es weil sich kein Heer demselben widersezte, und Plane, von Europäern entworfen

*) Hier ist gar nicht die Rede, wer bey diesem Kriege Recht oder Unrecht hat, noch auf welche Seite sich der Wunsch eines unbefangenen Politikers neigen müsse, sondern blos von den Türken, als Krieger betrachtet.

worfen, dabey befolgt wurden. Es ist bekannt, daß einer derselben das Ohr des Großveziers hat. Wenn das Wort Kriegskunst kein leerer Schall ohne Bedeutung ist, so muß es jedem einleuchten, daß diese so schwere mit den sublimesten Wissenschaften verbundene Kunst, worin noch die meisten europäischen Nationen trotz ihren Bemühungen zurück sind, nicht das Loos unwissender Kriegsbefehlshaber barbarischer Horden seyn könne. Sie kennen so wenig die ersten Elemente derselben, daß sie vielmehr glauben, durch ihren Muth die ihnen mangelnde Kunst, die sie verachten, vollkommen zu ersetzen.

Wenn es einem im Kriege gedienten und mit militärischen Jahrbüchern nicht unbekannten Soldaten erlaubt ist, über die gegenwärtigen Kriegsoperationen in Ungarn (geschrieben den 10ten October 1788) seine Meynung zu sagen, so kann ich mein Erstaunen nicht bergen, daß man die Macht der Kunst so ausserordentlich dabey vernachläßiget hat. Eine ungeheure Strecke Landes durch Verschanzungen decken zu wollen ist ein Plan, der mit der neuern Tactic nichts gemein hat, und den Laudon wohl nie entworfen haben würde. Er gehört zu den Zeiten, wo die Chineser ihre Mauer, und die Tartarn die Procopschen Linien aufführten. Man weis, daß die Mongalen die Mauer verlachten, und allemal, wenn sie nur wolten, in China einbrachen, die Russen aber die berühmten Linien in der Krimm noch in unsern Tagen überstiegen. Daß ähnliche Maaßregeln, die sonst nur Unmacht anzeigten, und nie wirksam gewesen sind, im Jahr 1788, und zwar mit 200,000 im Kriege geübten braver Soldaten genommen wurden, gehört zu den außer-

ordent-

ordentlichen Begebenheiten unsers Jahrhunderts. Die Folgen waren wie gewöhnlich. Verschanzungen, die Millionen kosteten, wurden verlassen, die mühseligen Arbeiten streckten die Krieger ohne fechten zu Boden; die kostbare Zeit wurde nicht genuzt; der Feind erhielt die nie gehofte Muße, ungehindert seinen langwierigen Zug fortzusetzen, und bekam von der gefürchteten Kriegskunst sehr kleine Begriffe.

Man entweiht den Namen der Tapferkeit, wenn man sie den Türken beylegt Sie sind, so wie fast alle barbarische Nationen und wilde Völkerschaften, bey ihren kriegerischen Kämpfen wüthend. Was sie aber vor allen andern Völkern im Kriege auszeichnet, und ihr Reich groß gemacht hat, sind die ihnen eignen fanatischen Begriffe. Der Gedanke, daß derjenige Muselmann, der im Streit wider die Ungläubigen fällt, sogleich in Muhameds wollustathmendes Paradies versetzt werde, wo die schönen Houris auf ihn warten, muß natürlich den Entschluß erzeugen, den Tod im Treffen zu suchen. Hieraus ist die Wuth der Türken bey ihrem Angrif, dessen Nachdruck und Dauer erklärbar, wie sie die Palisaden mit ihrem Zähnen anpacken, und an Canonen wie Rasende nagen. Was vermag die bloße Tapferkeit der braven Deutschen und Ungarn gegen eine solche Schwärmerey, die nicht die zufällige Stimmung eines Haufens, sondern Grundsatz zahlloser Heere ist? Die Tactic allein muß hier entscheiden. Sie lehrt künstliche Stellungen, Bewegungen, Läger und Märsche; sie lehrt die ungeheuren Chaos ähnlichen Massen von Menschen, Pferden, Geschütz und Wagen zur Ordnung umzuschaffen; sie lehrt die hohe Disciplin, wovon bey allen Heeren geredet wird, die aber im Alterthum nur allein von Römern *) und

*) Die Griechen, so sehr sie auch sonst die Tactic verstanden, sind doch in der Disciplin nicht als Muster zu betrachten.

und in der neuern Zeit von den Preussen und den brittischen Seetruppen eigentlich ausgeübt wurde; sie lehrt mannigfaltige Mittel, durch welche Armeen gegen doppelt und dreyfach stärkere mit Vortheil fechten können; sie lehrt jene Heerkörper formiren, bey deren Angrif der größte Theil der feindlichen Schaaren unthätig bleiben muß, wo der Flügel einer Armee mit Gewalt durch den Choc zum Weichen gebracht, auf den ruhigen Mittelpunct geworfen wird, und hier alles wie ein Strom mit fortreißt, wodurch denn alle Vortheile von Uebermacht und Wuth vernichtet werden, und der Sieg gleichsam erzwungen wird; sie lehrt zahllose Mittel, dem Feind die Subsistenz zu erschweren, ihn wider Willen zu Stellungen zu nöthigen, wo er, zwischen Strömen, Wäldern, Hohlwegen und Morästen eingesperrt, von Flüssen und Bedürfnißen abgeschnitten wird. Kurz, sie lehrt sich unaufhörliche Hülfsmittel zu verschaffen, alle sich ereignende Kriegshindernisse zu überwinden, und dem Feinde ohne Unterlaß neue zu erzeigen.

Viele griechische und römische Feldherren verstanden diese Kunst, in einem hohen Grade; daher ihre Siege über die streitbarsten Völker der Vorwelt, die an Kriegsmuth ihren Schaaren gleich, an körperlicher Stärke und Anzahl aber ihnen so sehr überlegen waren. Im mittlern Zeitalter wußte man zwar auf Schlachtfeldern zu morden, aber die Tactic selbst kannte man so wenig, wie alle andere Künste. Mit diesen zugleich stieg sie aus dem Schutt empor, große Heerführer studierten sie, und übten sie glücklich aus. Friedrichs und Ferdinands Feldzüge liefern dazu den größten Commentar. Noch einmahl, die Kriegskunst behauptet ihre Rechte, wenn bewafnete Völker gegen einander auftreten, es mag an der Donau, am Ganges, oder Ohio seyn, nur muß der Künstler nicht fehlen.

---

22. Anekdote. . . . . 63
13. Noch einige Nachrichten den Sklavenhandel betreffend. . . 65
14. Die Türken als Krieger betrachtet. 76

---

## Bücher Nachricht.

Da mancher Verehrer des Einzigen Friedrichs dessen herausggekommene Werke zu besitzen wünschen, der bisherige Pränumerationspreiß außer der Fracht aber manchem zu hoch kommen dürfte; so habe ich Unterschriebener, um diese Werke in jedermanns Hände zu bringen, mit den rechtmäßigen Verlegern Herrn Voß und Sohn und Herrn Decker und Sohn in Berlin die Vereinbarung getroffen, daß ich sowohl von der französischen als deutschen Ausgabe die erste 5 Theile für 2 Rthlr. 16 ggr. Preuß. Courant, oder 3 Rthlr. 12 stbr. Clevisch liefern kann. Wobey die jetzige Pränumeranten, noch den Vortheil haben, daß sie die übrigen 10 Theile, welche noch 5 Rthlr. 8 ggr. Preuß Courant kosten, wenn sie nicht wollen, zu nehmen nicht verbunden sind.

Die erste fünf Theile enthalten:

Der 1te und 2te Theil die Geschichte meiner Zeit.

Der 3te und 4te Theil die Geschichte des siebenjährigen Kriegs.

Der 5te Theil Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsburger Frieden, 1763, bis zu beendigten Theilung von Pohlen 1775.

Da Viele obige Nachricht zu spät in Händen gekommen; so verlängere ich den Termin bis Ausgang des Monats Februar, bis dahin man

noch

noch auf diese Werke für bemelden Preiß pränumeriren kann. Die Ablieferung wird dann allemal 14 Tagen nach der Bestellung geschehen. Wesel den 30ten Januar 1789

Franz Jacob Röder.

---

Folgende Journale sind bey dem Verleger der Niederrh. Unterhaltugen zu haben.

Archiv für Frauenzimmer.
Berliner Monatschrift.
Deutsche Merkur.
Deutsches Museum.
Hamburgisches Politisches Journal.
Jahrbuch der Menschheit.
Journal von und für Deutschland.
Litteratur Zeitung.
Litteratur und Völkerkunde.
Magazin für Frauenzimmer.
Mode Journal.
Nieder Elbisches Magazin.
Portefouille.
Schlözers Staats Anzeige.
Westphälisches Magazin.

Alle andere Journale Deutschlands können auch auf Begehren geliefert werden.

---

Druckfehler.

Seite 6 Zeile 6 Statt Abhaltung lese man: Abhelfung S. [illegible] Z. 1 von unten St Pels l. Pelz S. 17 Z. 8. l. Kosodowiew S. 34. Z. 8. statt richtig l. wichtig Ebendaselbst Z. 9 von unten lese man: Erfinder dieses S. 39 Z. 5. st. einen l. einem. S. 42. Z. 14 Nach dem Wort: Gewinn, setze man hinzu: oder Verlust. S. 43. Z. 4. von unten nach dem Wort: Gebrauch, füge man hinzu: kan dazu dienen den Körper S. 53. Z. 17 nach den Worten: schlief er wieder ein, setze man hinzu, hatte noch einmal den nehmlichen Traum. Ebds Z. 3. v. u. lese man: daß er nie wieder einen Tropfen.

# Niederrheinische Unterhaltungen.

II. Heft.

Monat Februar.

1789.

Wesel
bey Franz Jakob Röder, Buchh.

Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beym Empfang des letzten Stücks im Dezemb. bezahlt wird, ist 1 Rtlr. 18 Gr. Conventions Münze, oder 2 Rtlr. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

---

## Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| 1. Der Kaufmann Gerhardi. | 81 |
| 2. Der Finke, die Eule, der Sperber. Eine Fabel oder eine Allegorie v. G. P***. | 93 |
| 2. Der Kaufmann Gerhardi (Beschluß) | 97 |
| 4. Miscellanien. | 104 |
| 5. Noch etwas von Unterstützung der Armen. von D. Kahl. | 107 |
| 6. Ueber die eigentlichen Erfordernisse einer guten Geschichte, von Sr. Exellenz des Herrn Staatsministers Grafen von Herzberg. | 109 |
| 7. Königl. Preuß. erneuertes Censur-Edict. | 113 |
| 8. Fortgesezter Auszug über die eigentlichen Erfordernisse einer guten Geschichte. | 126 |
| 9. Beschuß des Auszugs über die eigentlichen Erfordernisse einer guten Geschichte. | 129 |


10.

2999

# Niederrheinische Unterhaltungen

1789. IV. Jahrgang.

Zweytes Heft. Februar.

LANDES- UND STADT-BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

## I.

## Der Kaufmann Gerhardi.

Dieses durch ungewöhnliche widrige Schicksale ausgezeichneten Mannes ist in der Kaiserlichen Reichs-Oberpostamts-Zeitung zu Cölln vom 15ten May des vorigen Jahrs öffenlich Erwähnung gethan, und zwar „als eines „noch vor 18 Monaten in dem blühendsten „Wohlstand gewesenen, nunmehr aber durch „widerrechtliche Auftritte einiger übelgesinnten „Menschen gänzlich zu Grunde gerichteten redlichen Handelsmannes" Von seiner Geschichte wird gesagt „daß in sogenannten Romanen „kaum dergleichen vorzufinden sey;" zugleich

wird in eben dieser Zeitung „als eine das Pub„likum überhaupt und den Handelstand in ganz „Europa insbesonder interessirende Sache die „Nachricht von der nunmehr entdeckten und „bestätigten Unschuld dieses Mannes" öffentlich angezeigt. Endlich ist auch zur Bestätigung derselben und zugleich als ein Beweis von der Gerechtigkeitsliebe des Magistrats der Stadt Cölln ein von demselben ausgestelltes ehrenvolles Zeugnis der Unschuld dieses Mannes ausführlich mit abgedruckt.

Eine auf diese Art angekündigte Geschichte, kann wol nicht anders als sehr merkwürdig seyn; der Mann, der auf diese Art und unter solchen Erwähnungen in die Bekanntschaft des Publikums eingeführt wird, muß — wenigstens die Neugierde desselben in einem hohen Grad erregen, und eine von einem so ansehnlichen Rathskollegium öffentlich ausgestellte Urkunde über die Unschuld eines unglücklich Verfolgten, muß — so wie sie über allen Verdacht erhaben ist — auch die Teilnehmung, die ein solcher sich ohnehin gewöhnlich zu versprechen hat, nothwendig um ein merkliches vermehren.

Da wir ganz unerwartet Gelegenheit gehabt haben, von einem nahen verbundenen Freunde des Unglücklichen die näheren Umstände dieser

merk-

merkwürdigen Geschichte zu erfahren, so theilen wir dieselbe unsern Lesern nicht nur als eine an sich sehr unterhaltende Begebenheit aus unsrem Zeitalter und unsrer niederrheinischen Gegend mit, sondern wir hoffen auch dadurch die fernere Bekanntmachung der Unschuld und Ehrenrettung eines widerrechtlich verfolgten Unglücklichen mit verbreiten, und dadurch vielleicht einigermaassen zu der von ihm gesuchten Wiederherstellung seines Glücks mit beytragen zu helfen.

* * *

Jakob Gerhardi heißt der Mann, von dem hier die Rede ist. Lüneburg ist seine Vaterstadt. In früheren Jahren stand er als Handlungsdiener auf dem Comtoir eines Kaufmanns, namens Franken, in Amsterdam. Neben ihm diente auf eben diesem Comtoir noch ein junger Mensch, namens Jakob Brocker aus Vierschen im Geldrischen. Beyde diese jungen Leute wurden bald freundschaftlich mit einander vertraut; und als sie sahen, daß die Handlung ihres Principals gänzlich zurück gieng, nahmen sie beyde ihren Abschied, und associirten sich mit einander zur Errichtung eines eigenen Handels, der fürnemlich in Wein, Kleesaamen und übrigens in Speditionen bestand. Dieser Handel schien anfänglich ziemlich gut zu gehn, allein da Gerhardi zu

merken glaubte, daß sein Compagnon ihr gemeinschaftliches Interesse nicht immer so besorgte, wie er wohl sollte, so entstand erst Kaltsinn, bald Uneinigkeit unter ihnen, und sie fanden nun beyde, es sey das beste für sie, sich wieder zu separiren; dieß geschah im Jahr 1783. Jeder handelte nun für sich, Gerhardi in Dortrecht, und Brocker in Amsterdam.

Beyde trennten sich eben nicht als die besten Freunde. Ueber ihrer Abrechnung entstand noch eine große Uneinigkeit. Brocker behauptete, daß ihm noch etwas mehr als 3000 Rtlr. herauskämen, Gerhardi hingegen glaubte seinem gewesenen Compagnon so wenig etwas herausgeben zu müßen, daß er an diesen vielmehr noch eine Forderung von 422 Gulden 10 stbr. machte. Gerhardi versuchte es mehrmals, sich in Güte mit ihm auseinander zu setzen, und da dies nicht gelingen wollte, bestand er auf eine vor der Obrigkeit zu Rotterdam durch Vorzeigung der Handelsbücher zu treffende gänzliche Abrechnung, welche aber Brocker unter allerhand Vorwand von einer Zeit zur andern aufzuschieben und zu verzögern wuste.

Mittlerweile erhielt Gerhardi im November 1786 von Herrn Goswin in Londen eine ungemein wichtige Commißion. Es war die Rede

von

von 200,000 Pfund Kleesamen, der auf eine gewiße bestimmte Zeit in Amsterdam abgeliefert werden muste, und wofür ihm für jedes Pfund 27 stüber hiesigen Geldes versprochen wurde. Gerhardi erkundigte sich gleich durch verschiedene Briefe, die er besonders in hiesige Gegenden schrieb, nach den damals laufenden Preisen des Kleesamens, und da er zur Antwort erhielt, daß derselbe teils zu 10, teils zu 12 und 14 stüber verkauft würde, so hatte er die allerwahrscheinlichste Aussichten, in kurzer Zeit und auf eine eben so leichte als erlaubte Art einen sehr beträchtlichen Gewinn zu machen. Er bedachte sich also nicht lange die Bestellung anzunehmen, und dem Herrn Goswin solches zuzuschreiben.

Weil aber sein eigenes Vermögen nicht hinreichte, ein so großes Kapital, als zu dieser Entreprise erforderlich war, anzuwenden, so muste er nothwendig seinen Credit bey auswärtigen Handelsleuten und guten Freunden mit zu Hülfe nehmen. Er wandte sich also an die Herren Banquiers Cerfontaine und Robert in Lüttich, die ihm eine Assignation an Herrn Commerzienrath Wahl in Neuß auf 800 Cronenthaler und einen Wechsel an Herrn Pelletier in Cölln auf 3600 Gulden übergaben. Zugleich stand er damals in einer gewißen Verbindung oder Handlungsgeschäften mit dem Kaufmann, Herrn Cor.

beau

beau in Mastricht, der ihm während des holländischen Kriegs über die Schelde eine beträchtliche Anzahl Gewehre und zwar von 6000 Gulden an Werth, in Commission gegeben hatte; noch hatte Herr Gerhardi, der in Ansehung dieses Gewehrhandels weiter nichts, als Spediteur war, nicht die Hälfte dieser Gewehre verkauft, folglich auch noch nicht 3000 Gulden dafür gelöset, indessen erlaubte ihm Herr Corbeau, der vielleicht voraussezte, alle Gewehre seyn bereits verkauft, und das Geld dafür erhoben, die ganze Summe von 6000 Gulden zum Gebrauch bey seiner vorhabenden Entreprise.

Um bey derselben so viel sicherer zu Werke zu gehen, that Herr Gerhardi selbst eine Reise in hiesige Gegenden. Mit jenen Wechseln, Assignationen und ziemlichen Baarschaften versehen, reisete er am 2ten December 1786 von Dortrecht ab, wo er einen Buchhalter, namens Lindemann, dem er alles, seinen dortigen Handel, Correspondenz u. dgl. übergab, und eine Magd, die das Hauswesen besorgte, zurück ließ. Diese Reise, von der er sich so große Vortheile versprach, war gleichsam das Signal zu seinem Unglück, welches ihn von diesem Tage an, unnachläßig verfolgte. Schon gleich den Tag nach seiner Abreise aus Dortrecht kam sein gewesener Compagnon Brocker dahin und gab seine Reise

als

als eine vorsäzliche Entweichung, kurz als die Flucht eines muthwilligen Banquerouteurs an, der ihm noch über 3000 Rthlr. schuldig sey, und indem er sich selbst mit mitgebrachten Zeugnissen und Vorschreiben von dem Magistrat zu Rotterdam, als einen dort angesessenen Bürger und Kaufmann qualificirte, fiel er mit gerichtlicher Hülfe in das Haus des Gerhardi, ließ ohngeachtet der anfänglichen Protestationen des Buchhalters Lindemann die besten Sachen theils versiegeln, theils wegbringen, und da er kürzlich listiger Weise durch die in dem Packhause des Gehardi vorgefundene große Menge von Gewehren den in den damahligen patriotischen Unruhen ohnehin leicht zu erregenden Verdacht auf ihn wälzte, als ob er ein Gegner der patriotischen Parthey sey, und wohl gar damit umgienge einen heimlichen Anhang zu bewafnen — so fiel eine große Menge des Pöbels mit ins Hauß, und dasselbe ward rein ausgeplündert. Herr Gerhardi hat nachher den ihm dadurch verursachten Schaden und Verlust an Waaren, Meubles u. dgl. auf 7000 Rthlr. angegeben. Zum Glück wurden die vorräthigen Gewehre noch gerettet und im dem Packhause verschloßen.

Herr Gerhardi, dem von diesem ihm betroffenen Unglück nicht einmal etwas ahndete, sezte seine Reise ruhig fort, und erhielt von der trau-

rigen Veränderung, die sich in seinem Hause zugetragen, nicht eher Nachricht, als bis er in Cölln angekommen war. Hier wartete seiner schon wieder eine neue Verfolgung. Gleich nach seiner Ankunft am 14ten December wurden seine Coffres und sämmtliche Effecten von dem sogenannten Gewaltsgericht *) mit Arrest belegt, und zwar auf Instanz des Herrn Johann Brocken aus Vierschen, des Vaters seines gewesenen Compagnons, der auch hier im Namen und aus Vollmacht seines Sohns mit der vorehrwähnten Schuldforderung der 3000 Rthlr. gegen Herrn Gerhardi, als einen flüchtig gewordenen Banquerouteur auftrat. Dieser stellte vor, daß er ein Bürger und Kaufmann in Dortrecht sey, die Untersuchung dieser Sache eigentlich vor der dortigen Obrigkeit gehöre, und er seinen ehemahligen Compagnon, dem er nichts schuldig zu seyn glaube, von dem er vielmehr noch zu fordern habe, schon oft zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung aufgefordert habe, weil aber derselbe diese immer zu verzögern gewust, so sey er es sehr gern zufrieden, daß ihre gegenseitigen Forderungen hier in Cölln, als vor einer ganz unpartheyischen Obrigkeit untersucht und ausgeglichen würden. Da aber, sezte er hinzu, zur richti-

*) Die Gerechtigkeit in Cölln besteht aus drey Instanzen, dem Polizey oder Gewaltsgericht, dem Appellatorium oder Magistrat, und endlich dem Syndikat.

richtigen Untersuchung dieser Sache, nothwendig unsre während des Compagniehandels geführte Handlungsbücher vorgezeigt und eingesehen werden müßen, da ferner zur Herbeyschaffung dieser Bücher und zu der alsdann erst anzustellenden Untersuchung viel Zeit erfordert werden dürfte, welche abzuwarten, mir an einer vorhabenden Entreprise unsäglichen Schaden verursachen würde, so begehre ich, daß Hr. Brocker angehalten werde, vorher wenigstens 50000 Rthlr. Caution zu stellen; was hingegen mich betrift, so ergiebt sich aus den bey mir habenden Baarschaften und Wechseln, daß ich weit mehr bey mir habe, als die Schuldforderung meines Gegners beträgt, und als auch noch überdem die darauf gehen könnende Gerichts und Proceßkosten betragen können, so daß also von meiner Seite keine weitere Caution erforderlich oder nöthig seyn kann.

Diese Vorstellung des Hrn. Gerhardi wurde für ganz billig erklärt, und also schon gleich des folgenden Tags Hr. Brocker der ältere durch ein Decretum angewiesen, die begehrte Caution von 50000 Rthlr. zu deponiren, oder einen Bürgen dafür zu stellen. Vierzehn Tage lang bemühete sich dieser auch in Cölln einen solchen Bürgen für sich aufzutreiben, aber vergeblich. Mittlerweile wurden die Coffres des Hrn. Gerhardi

aus dem Wirthshause, wo er logirte, aufs Rathhaus gehohlt, in Gegenwart des gegenseitigen Advokaten geöfnet, und nun der darin gefundene vorhin erwähnte Wechsel auf Hrn. Pelletier von 3600 Gulden ebenfalls mit Arrest belegt. Nach Verlauf dieser 14 Tagen zeigte Hr. Brocker an, daß da er gegen Vermuthen in Cöln keinen Bürgen zu einer so starken Caution habe finden können, er nach Vierschen zu reisen willens sey, um die geforderte Summe in Baarschaften zu hohlen, und bäte er also, daß bis dahin die Sache in statu quo bleiben möchte. Dies wurde zugestanden, und die Effecten des Hrn. Gerhardi blieben also im Arrest.

Man kann sich seinen Verdruß und seine Verlegenheit vorstellen, da er die beste Zeit zur Einkaufung des Kleesamens verstreichen sah, da der Termin zur Ablieferung deßelben immer näher rückte, und ihm gleichwohl, da sein Geld und seine Wechsel arretirt waren, der Ankauf desselben unmöglich gemacht wurde.

Mit täglich steigender Ungedult wartete er auf die Widerkunft seines Gegners, und die alsdann bald zu beendigende Untersuchung der Streitsache, so wie die damit verbundene Loßlaßung seiner Effecten. Man stelle sich aber seine Bestürzung vor, als er statt dessen am 31ten desselben Monats

nats in persöhnlichen Verhaft gebracht wurde. Herr Brocker der ältere, der zu viele Schwürigkeit fand, um die zu der zu leistenden Caution erforderliche Summe beysammen zu bringen, war anstatt, wie er vorgegeben hatte, nach Vierschen zu gehen, nach Mastricht zu Hrn. Corbeau gereiset, und hatte ihm vorgestellt, Gerhardi habe in Dortrecht fallirt, sey flüchtig geworden und halte sich jezt in Cölln auf. Herr Corbeau, der, wie vorhin gemeldet, an Hrn. Gerhardi für 6000 Gulden Gewehre in Commission gegeben, und noch keine Zahlung empfangen hatte, gab gleich dem Speditionshändler Hrn. Zennecken in Cölln Vollmacht, den Gerhardi persöhnlich arretiren zu laßen, welches auch geschah. Herr Brocker blieb indessen noch immer aus, die Advocaten wollten dann doch bezahlt seyn, Herr Brocker hatte noch keine Caution gestellt, man hielt sich also natürlich an die noch immer arretirte Effecten des armen Gerhardi, und 82 Rthlr. als so viel die Forderung der Advokaten betrug, wurden einstweilen aus seinem Coffre genommen.

Herr Zennecken betrieb nun im Namen des Herrn Corbeau die Forderung des leztern von 6000 Gulden wegen der in Commißion gegebenen Gewehre. Aber auch hiegegen wußte sich Hr. Gerhardi so gut zu verantworten, daß Hr. Corbeau selbst genöthigt war, nach Cölln hinzukommen,

men, um diese Sache gehörig zu beendigen. Beyde kannten sich persöhnlich nicht. Aber schon gleich bey der ersten Zusammenkunft fieng Hr. Corbeau an, günstigere Gedanken von Herrn Gerhardi zu faßen, und einzusehen, daß er sich in Ansehung seiner vielleicht sehr übereilt und ihm groß Unrecht gethan habe. Herr Gerhardi erzählte ihm nemlich seine ganze Geschichte, den eigentlichen Zweck seiner ganzen Reise nach Cölln, wovon er die Wahrheit durch Vorzeigung der Briefe des Herrn Goswin aus London, und der Antwortsschreiben auf die Erkundigung nach den Preisen des Kleesamens bewies, und überführte ihn leicht, daß er das für die würklich verkaufte Gewehre gelösete Geld freylich zum Ankauf des Kleesamens bestimmt, daß aber, da er bis dahin durch sein widriges Schicksahl in Cölln verhindert, noch nicht ein Pfund gekauft, dieses Geld noch unangegriffen vorräthig habe, welches also Hr. Corbeau, so bald der Arrest von seinen Coffres los sey, gleich in Empfang nehmen könne. Daß ferner die übrigen, noch unverkauften Gewehre wohlverwahrt in Dortrecht in seinem Packhause lägen, wo sie Herr Corbeau, falls sich keine Gelegenheit, sie unterzubringen wüßte, in natura wider empfangen könnte. Herr Corbeau, der nun gleich nach Dortrecht schrieb um sich nach der Wahrheit dieser lezten Aussage zu erkundigen, und nun auch darüber alle ver-

langte

langte Bestätigung erhielt, schämte sich nicht seine Uebereilung und sein Unrecht zu gestehen. Er erklärte den Hrn. Gerhardi für unschuldig, bezeugte, daß er wegen seiner gemachten Forderung befriedigt sey, entließ ihn seines Arrestes und bezahlte freywillig alle aufgegangene Gerichtskosten, versicherte auch den Hrn. Gerhardi auf das freundschaftlichste: daß er von nun an aufs neue allen Credit bey ihm haben solle, wogegen ihm nun auch dieser einen Schein ausstellte, daß er wegen des widerrechtlich wider ihn verfügten Arrestes keine Genugthuung nachsuchen wolle.

(Der Beschluß künftig.)

---

## 2.

### Der Finke, die Eule, der Sperber.

Eine Fabel oder eine Allegorie, wie mans nehmen will.

von G. P***.

ursprünglich aus der Finkensprache in hochdeutsche Reime gebracht.

(Eingesandt.)

Schach Sophi sagt: Es war einmal
Am kleinen Bach im grünen Thal
Ein Finke, der schon manches Jahr
Der Sklave einer Eule war

Dort

Dort saß er auf dem Gipfel einer Eiche
Und herrschte nicht in seinem eignen Reiche.

* * *

Er war ein Vogel und war frey,
Und nur der Eule Tyranney
Verletzte alles Völkerrecht
Und machte ihn zu ihrem Knecht,
Sie fraß von seinem Hanf das beste,
Warf seine Kinder aus dem Neste.

* * *

Sezt Eyer hin von ihrer Brut
Und zwang mit stolzem Uebermuth
Den Finken, sie ihr auszubrühen
Und selbst die Scheusals zu erziehen.
Der arme Finke klein und schwach
Ertrug sein Leid mit stillem Ach.

* * *

Ein Sperber wohnte auf der nahen Fichte
Der war ein Vogel von Gewichte,
Sehr stark und mächtig und zugleich
An Edelsinn und Großmuth reich.
Er sah es, was der Finke litte,
Und trat großmüthig in die Mitte.

* * *

Er that, was keiner noch gethan
Und bot ihm Schutz und Freundschaft an.

Die

Die Nachtigal, sein Abgesandter
War von dem Finken ein Bekannter;
Der sang ihm süß und lieblich vor
So daß er alle Furcht verlohr.

* * *

Die jungen Finken in dem Neste
Erhoben sich und ihre Gäste;
Die garstigen jungen Eulen schrien
Und machten Miene abzuziehn:
Dies schmerzte sehr die Mutter Eule,
Sie macht ein scheusliches Geheule.

* * *

Und zwang sich mit verlohrner Müh
Zur Nachtigallen Melodie;
Auch sang ihr Staats- und Vollmachtsbote
Jezt durch die Fistel manche Note:
Es war der Meister Widehopf
Und übrigens ein armer Tropf.

* * *

Doch half kein Schnarchen oder Singen;
Wo Nachtigallentöne klingen
Da wird die Eule ausgelacht,
Wenn sie's auch noch so zierlich macht.
Sie sträubte zwar ihr stolz Gefieder
Und hüpfte grimmig auf und nieder:

* * *

Allein der Finke sagt ihr frey:
Ich kenne deine Tyranney;

Entferne

Entferne dich von meinen Eichen!
Ich will nicht von dem Sperber weichen,
Der großmuthsvoll in meiner Noth
Sich mir zum Freunde anerboth.

* * *

Drauf wezt er seinen stumpfen Schnabel
So weit das Ende meiner Fabel.

---

Nähere Nachricht wegen des Königs Werke.

Ich habe in meinen Anzeigen versprochen, die 5 ersten Theile der Königswerke, am Ende Januars zu liefern; die schlimme Wege und ausgetretene Flüße aber hindern die sonst accurate gewöhnliche Fuhr, wodurch ich nicht im Stande bin, die ersten 5 Theile vor Medio dieses Monats zu liefern.

Diejenige Pränumeranten aber, so 15 Theile bestellt haben, werden sich mit den 10 lezten Theilen noch etwas gedulden müßen, bis diese wohlfeile Auflage ganz abgedruckt ist, welches ich zu seiner Zeit bekannt machen werde.

Indeßen wird noch immer Pränumeration auf die ersten 5 Theile mit 2 Rthlr. 16 Sgr. und auf die 15 Theile 8 Rtlr. Preuß. Cour. angenommen.

Wesel den 6ten Februar 1789

Franz Jacob Röder.

---

# 3.

## Der Kaufmann Gerhardi.*)

( Beschluß.)

Am 23. April 1787 wurde also Herr Gerhardi seines Arrestes entlaßen, in welchem er jezt bey vier Monaten zugebracht hatte. Die Rechnung des Wirths, der ihn in dieser für ihn so ganz unthätig zugebrachten Zeit gespeiset, und mit den nöthigen Bedürfnissen versorgt hatte, betrug allein 146 Rtlr.

Jezt wieder auf freyen Fuß gestellt, und in Ansehung der Ursachen seines bisherigen Arrestes völlig gerechtfertiget, ließ Herr Gerhardi sein erstes seyn, seinen bis jezt unterbrochenen Rechtshandel gegen Herrn Brockers auszumachen. Er trat jezt selbst als Kläger auf, die Sache wurde nun vor der zweyten Instanz, oder dem Magistrat selbst geführt. Die Handlungsbücher, woraus allein die gegenseitigen Forderungen der gewesenen Handlungscompagnons richtig



*) Bey dem Abdruck des ersten Theils dieser Geschichte im vorigen Blatt sind einige erhebliche Fehler stehen geblieben, welche folgender Gestalt berichtiget werden müßen. Seite 84 Zeile 8 lese man Rotterdam anstatt Amsterdam. Seite 87 Zeile 11 lese man zugleich st. kürzlich. S. 88 in der Anmerkung lese man Gerichtsbarkeit statt Gerechtigkeit.

beurtheilt werden konnten, wurden vorgezeigt, und nun wurde am 30ten Mai 1787 in dieser Sache ein Endurtheil gefällt, „kraft dessen der „ am 14. December des vorigen Jahrs von dem „ J. Brocker bey dem dortigen Gewaltsgericht „ nachgesuchte und würklich verhängte Arrest „ auf die Coffres und sämtliche Effecten des J. „ Gerhardi cassirt und aufgehoben, ferner ge„ dachter Gerhardi von aller Klage und For„ derung des Brocker entledigt und freyge„ sprochen, und vielmehr dieser Brocker dem „ Gerhardi 422 Gulden 10 stbr. zu bezahlen an„ gewiesen, fort in die in der andern Instanz „ aufgegangene Kosten verurtheilt wurde. "

Diese Sentenz war zwar immer günstig genüg, so wie sie auch zur gänzlichen Rechtfertigung des Herrn Gerhardi in dieser Sache diente. Allein da sein Gegner die demselben aufgelegte Caution nicht geleistet hatte, und derselbe in Vierschen und also außer der Gerichtsbarkeit von Cölln wohnte; so war nun guter Rath theuer, wie diese Sentenz zur Execution zu bringen. Von einer preußischen Landesobrigkeit, als worunter Vierschen gehört, war nicht zu erwarten, daß sie auf die bloße Requisition und die Sentenz eines auswärtigen Gerichts über einen preußischen Unterthan, ohne eigene Untersuchung der Sache Execution verhängen werde. Wollte also Herr

Ger-

Gerhardi die gegen Brocker gesprochene Sentenz vollzogen wißen, wollte er überdem ihn zur Schadloshaltung wegen seines durch ihn erlittenen Verlusts, besonders wegen der nunmehr wohl gänzlich versäumten, so viele und große Vortheile versprechenden Entreprise in Absicht des Kleehandels anhalten, so sahe er sich genöthigt, einen neuen Proceß gegen ihn bey der Landesobrigkeit zu Geldern anhängig zu machen.

Noch hatte Herr Gerhardi hierüber keinen bestimmten Entschluß gefaßt; noch hielt er sich in dieser Sache an das vorerwähnte Gewaltsgericht, und glaubte, darauf bestehen zu können, daß dieses, weil es seinen Gegner nicht thätig zu der ihm aufgelegten Cautionsleistung angehalten hätte, ihm zur Vollziehung jener Sentenz und zu seiner Schadloshaltung verhelfen, oder seine Sache für ihn zu Geldern betreiben und ausmachen müße. Noch sahe er sich seinem Ziel nichts näher gebracht, als er unerwartet und zu seinem größten Schrecken, auf Befehl eben dieses Gewaltsgerichts, aufs neue in persöhnlichen Verhaft genommen wurde. Es geschahe dieses am 3ten August 1787 und zwar auf Instanz der Herren Banquiers Cerfontaine und Robert in Lüttich, welche durch das Gerücht seiner ihm angedichteten Flucht aus Dortrecht, und durch die Nachricht der hierauf in Cölln gegen ihn

verhängten Inquisitionen verführt, leicht dahin hätten gebracht werden können, ihn für einen vorsäzlichen Banquerouteur zu halten. Man vermuthet, daß auch Hr. Brocker diesen Banquiers diesen Verdacht zuerst beygebracht habe. Genug, sie waren wegen des dem Hrn. Gerhardi übergebenen Wechsels an Hrn. Pelletier von 3600 Gulden, und wegen der auf Hrn. Commerzienrath Wahl ausgestellten Assignation von 800 Cronenthaler in Verlegenheit, und ließen nun den Gerhardi darüber in Cölln belangen und arretiren. Indeßen durch den Vorgang mit Brocker vorsichtiger gemacht, wurde dieser Arrest nicht eher verfüat, bis daran die genannte Banquiers aus Lüttich 20000 Rthlr. Caution gestellt hatten, welche der Hr. Hofrath und Banquier von Franzen in Cölln durch seine Bürgschaft für sie leistete. Die Klage der Herren Cerfontaine und Robert schien ganz einfach und bald abgethan, sie reclamirten bloß ihre dem Gerhardi übergebenen Wechsel und Assignation, oder den Ertrag derselben. Eben so einfach war die Antwort des Gerhardi. Er zeigte an, daß er diesen Wechsel so wie die Assignation nur zu dem vorgehabten Ankauf des Kleesamens sich habe geben laßen, daß er aber, da, wie bekannt, dieser ganze Kleesamenhandel zu seinem grösten Schaden und Verdruß vereitelt worden, er weder von dem Wechsel noch von der Assignation

habe

habe Gebrauch machen können, und daher jezt beydes in Originali wider zurückgebe. Zugleich aber begehrte er nun auch Schadloshaltung und Genugthuung, wegen des widerrechtlich gegen ihn verfügten Personal-Arrestes —

Man hätte denken sollen, hiemit sey die Sache abgethan gewesen; allein die Herren Cerfontaine und Roberts waren hiemit besonders mit der ihnen abgeforderten Schadloshaltung und Genugthuung nicht zufrieden, sie bestanden auf der Verlängerung des Personalarrestes, und nun wurde der Prozeß durch alle Instanzen fortgeführt. Zur Untersuchung dieser Sache wurden noch vier Kaufleute und zwey Deputirte aus dem Syndikat zugezogen. Das Resultat dieser Untersuchung gieng dahin, daß Gerhardi nach Rückgabe des von den Herren Cerfontaine und Robert empfangenen Wechsels und Assignation an diese Banquiers nichts schuldig sey, daß auch aus den vorgezeigten Handlungsbüchern nicht hervorgehe, und auch sonsten nicht constire, daß irgend jemand noch etwas an ihn zu fordern habe, daß mithin gar kein Grund vorhanden sey, ihn für einen Banquerouteur zu halten, und daß er gefolglich ganz widerrechtlich arretirt worden.

Mittlerweile hatte doch dieser Arrest ganzer neun Monate gedaurt, und erst am 5ten Mai

des 1788ten Jahrs wurde in dieser Sache das Endurtheil publicirt, „ kraft dessen der Corporal- „ Arrest des Gerhardi für unstatthaft erklärt „ und aufgehoben, dem J. Gerhardi die desfal- „ sige Entschädigungs- und Unbildsklage vor- „ behalten, und die Banquiers Cerfontaine und „ Robert in die bey der ganzen Sache und al- „ len Instanzien aufgegangene Kosten fällig er- „ klärt wurde. "

Herr Gerhardi formirte jezt seine Rechnung über seinen durch diese harten Schicksaale ihm verursachten Schaden und Verlust. Er bewies durch die Original-Briefe von Hr. Goswin in London in Vergleichung mit denen von Kaufleuten aus hiesiger Gegend, worin ihm der damals laufende Preis des Kleesaamens gemeldet worden, daß er bey dieser Entreprise, wenn sie nicht durch widerrechtliche Arreste wäre gehindert worden, einen reinen Gewinst von 44000 Rthlr. würde gehabt haben. Man weiß, daß nach den Grundsätzen der Kaufleute die Nichterhaltung eines möglichen und wahrscheinlichen Gewinns für einen würklichen Schaden gehalten wird. Ausserdem schlug er seinen übrigen Schaden, der ihm durch den langwierigen Arrest in Cölln, und den dadurch entstandenen gänzlichen Ruin seines übrigen Handels und Verlust seines Credits verursacht worden, auf 26000 Rthlr.

An,

an. Die von seinen lezten Gegnern zur Caution gestellte und würklich deponirte 20000 Rthlr. reichten also nicht einmal zu seiner Entschädigung hin. Auch sträubten sich die Herren Cerfontaine und Robert sehr, ihm dieselbe verabfolgen zu laßen. Sie appellirten also von jener Sentenz vom 5ten Mai 1788 nach Bonn, wo aber diese Sentenz völlig und in allen Stücken confirmirt ward.

Jezt glaubte sich Herr Gerhardi endlich am Ziel seiner Leiden, und glaubte nun weiter nichts zu thun zu haben, als die deponirte 20000 Rtlr. nach Abzug der Proceßkosten in Empfang zu nehmen, als seine Gegner nach Wetzlar appellirten. Hier liegt die Sache noch, und Herr Gerhardi, um sie zu beschleunigen, hat sich genöthigt gesehn, seine wenige übrige Baarschaft dazu anzuwenden, selbst nach Wetzlar hinzureisen, woselbst er sich noch befindet, und wo wir ihm, und wahrscheinlich auch alle unsre Leser mit uns eine baldige und glückliche Beendigung seiner Sache wünschen.

Wir beschließen diese Erzählung mit den Worten, womit die anfangs erwähnte, in der Kayserl. Reichsoberpostamts Zeitung vom 15ten Mai 1788 von einem wohllöbl. Magistrat der Stadt Cölln öffentlich ausgestellte Urkunde über die Unschuld des Gerhardi sich endigt.

„ So daß also die verkündete Urtheile ganz
„ deutlich erproben, gestallten mehrerwähnter Ger-
„ hardi in obbemeldten Sachen widerrechtlich
„ angegangen, auf gleiche Weise dessen Effecten
„ in Zuschlag gelegt, und jener von den Klä-
„ gern körperlich festgehalten, mithin die von den-
„ selben theils selbst, theils durch die verkündete
„ Urtheile, als widerrechtlich misbilligte Auftritte,
„ den vielmal gedachten, durch die eben so lang-
„ zeitige, als widerrechtliche Arresten bedaurens-
„ würdigen Jakob Gerhardi der Unterstützung
„ eines jeden Menschenfreundes zu seiner Aufhülfe
„ allerdings empfehlen. Urkund aufgedruckten
„ Stadt gewöhnlichen Insiegels und des Sekre-
„ tarius eigenhändigen Unterschrift. So gesche-
„ hen Kölln den 9ten Mai 1788.

(L. S.) J. J. Cardauns Dr. Secr. mpp.

---

## 4.

## Miscellanien.

### I. Responsum eines türkischen Rechtsgelehrten.

Ich kan es nicht bergen, dieses türkische Responsum hat mir ausserordentlich gefallen. Es empfiehlt sich besonders durch seine Deutlichkeit, Gründlichkeit, Zuverläßigkeit, und bey dem allein

durch

durch seine beliebte Kürze. Auch hat es den Vorzug vor den meisten unsrer gewöhnlichen auch von den berühmtesten Facultäten abgefaßten Responsis, daß derjenige, der solches begehrt hatte, nun auch gleich wißen konnte, woran er wäre. Vorzüglich musterhaft ist auch der demselben beygefügte Anhang, der den etwaigen Mangel der Ausführlichkeit vollkommen ersezt. Die Frage, die in diesem Responsum erörtert und entschieden wird, ist diese: darf ein Stiefsohn seine Stiefmutter zur Frau nehmen? Und das ganze Responsum mit allen Rationibus dubitandi und decidendi, zusammt dem Anhang ist in diesen Worten abgefaßt:

Er darf nicht. Gott weiß das Richtigere.

II. Anekdote aus dem siebenjährigen Krieg.

Ein preußischer Cavallerist war eben im Begrif, einen Franzosen gefangen zu nehmen. In demselben Augenblick, da er Hand an ihn legen wil, erblickt er hinter sich einen Oesterreichischen Cüraßier mit bloßem Säbel über seinem Kopf; — Bruder Deutscher! ruft ihm der Preuße zu; laß mir den Franzosen — Nimm ihn, antwortete der Oesterreicher und ritt eilig davon.

## III. Eine neuere Proselytengeschichte.

Einige vornehme junge Herren in Berlin, hatten mit zwey Jüdinnen aus einer angesehenen Familie genaue Bekanntschaft; jene glaubten vielleicht dem Christenthum einen wesentlichen Dienst zu thun, wenn sie ihm zwey schöne Frauenzimmergesichter zuführten, die wo sie erschienen, die Aufmerksamkeit auf sich zogen, und die an ihrer Seite sich die Hofnung machten, als Christinnen an mehreren Orten erscheinen und — Eroberungen machen zu können — Genug beye ließen sich — ich weiß nicht genau, um welche Zeit — taufen. Im November vorigen Jahrs kam sie die Reue an; Sie suchten die Erlaubniß nach, zu der Religion ihrer Väter zurückzukehren, und den Glauben worin sie gebohren und erzogen worden, wieder anzunehmen. Diese Erlaubniß ward ihnen ohne Schwürigkeit gestattet — genau nach den Grundsätzen des neuen Religionsedikts, nach welchem die Proselytenmacherey nicht gestattet, hingegen jedem Einzelnen das Recht, zu glauben und zu seyn, was er wil, zugestanden wird.

## IV. Grossing.

Der bekannte Abentheurer dieses Names, von dem wir schon verschiedenemal Erwähnung gethan haben, ist nun in Wien dem Criminalgericht übergeben worden.

---

5. Noch

# 5.

## Noch etwas von Unterstützung der Armen.

### Ein Nachtrag zu No. 1. vom Monat Januar.

An die Herausgeber der Niederrh. Unterhaltungen.

Creifeld d. 2. Febr. 1789.

Was Beispiele gegen bloße Ermahnungen, die an und für sich betrachtet auch ihr gutes haben, für weit größere Wirkungen hervorbringen, mag folgendes zeigen: Sie waren so gütig meinen Aufsatz vom 17ten December vorigen Jahrs in die Niederrh Unterhaltungen aufzunehmen, nnd denselben mit einer sehr zweckmäßigen Rede *) zu begleiten. Ich bin daher so frey, Ihnen noch einen Nachtrag zu jenem Aufsatz in der nemlichen Absicht mitzutheilen.

Kaum hatte die hiesige Societät auf die in meinem vorigen erzählte Art angefangen, sich der nothleidenden Armen so thätig anzunehmen, als man auch schon hin und wieder hörte, daß die an-

*) Es ist uns in der That sehr schmeichelhaft und erfreulich gewesen, zu erfahren, daß man an einigen Orten von dieser Rede würklich und mit gutem Erfolg Gebrauch gemacht hat, wie sie dann auch in der Essendischen Zeitung bald nachher als eine, in einem gewißen Club würklich gehaltene Rede noch einmal ist abgedruckt worden.

D. H.

angesehensten und bemittelte Einwohner der Stadt in ähnlichen Bemühungen zur Unterstützung und Hülfleistung der Armen so zu sagen, wetteiferten. *) Denn seit dem 17ten December sind hier wenigstens bey 4000 Gang Kohlen und Gries ausgetheilt worden. Die Gesellschaft, die sich bey dem Gastwirt Herrn Hornemann versammlet, gab auch noch zu Ende vorigen Jahrs 170 Stück Brodt, jedes zu 14 Pfund aus und die Gesellschaft bey Hrn. Erkenswyk theilte noch ganz neuerlich 250 Stück gleichfals 14 pfündige Brodte aus. Was gleichfals rühmlichst aufgezeichnet zu werden verdient, ist, daß auch unsre Damens diesem Beyspiel nachahmten, und unter sich eine Unterzeichnung eröfneten, zur Anschaffung nöthiger Betten und Decken für die Hausarmen, wodurch eine artige Summe zusammen gebracht wurde.

Doch ein so guter Vorgang fand nicht blos in der Stadt Creifeld, sondern auch in den benachbarten Oertern willige und rühmliche Nachfolger.

*) Der Herr Einsender nennt hier in einer Anmerkung die Namen verschiedener Menschenfreunde, die sich bey dieser Gelegenheit vorzüglich ausgezeichnet haben. Wenn wir diese Namen aber hier nicht mit abdrucken laßen, so geschieht es, weil wir fürchten, dadurch ihre Delikatesse zu beleidigen, indem wir mit Recht voraussetzen, daß der wahre Menschenfreund, so wie er selbst nicht mit seinen Wohlthaten prahlt, es auch ungern sehen wird, öffentlich um derselben willen gerühmt zu werden. D. H.

folger. Zu St. Tönis, einem eine Stunde von hier gelegenen Dorfe, sind 100 Malter Kohlen und Gries ausgetheilt worden, welches die Bauren nach dem Beyspiel der Creifelder unentgeldlich herbey gefahren haben. So auch zu Kempen, Hüls und andern Orten ist Korn und Brand ausgetheilt worden.

So viele schöne Proben der Menschenliebe in einer und derselben Gegend verdienen gewiß für die Nachwelt in den öffentlichen Jahrbüchern aufbewahrt zu werden, und können auf diese Art noch Kindern und Kindskindern zur Ermunterung der Nachfolge dienen.

D. Kahl.

---

# 6.

## Ueber die eigentlichen Erfordernisse einer guten Geschichte.

Ein Auszug aus der in der Versammlung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 21ten August 1788 verlesenen Abhandlung Sr. Exellenz, des Herrn Staatsministers Grafen von Herzberg.

(Aus dem Französischen übersezt.)

— Schon seit acht Jahren habe ich es mir zu einem

einem Geschäft gemacht, welches auch mit Beifall aufgenommen ist, der Akademie und dem Publicum jährlich eine kurze Darstellung der vornehmsten öffentlichen Verhandlungen des preußischen Staats vorzulegen, und denselben meine den jedesmaligen Zeitumständen angemeßene Bemerkungen über einige Gegenstände der Geschichte und der Staatskunde beizufügen. Auch jezt glaube ich diesem doppelten mir aufgelegten Werk ein Genüge zu thun, wenn ich der Akademie und dieser Versammlung einige Betrachtungen über den Nutzen, die Nothwendigkeit und das Ideal oder die eigentlichen Erforderniße einer guten pragmatischen Geschichte vorlege. Meine Lage und meine eingeschränkte Muße erlaubten mir nicht, diese wichtige Materie ganz zu erschöpfen — — Ich begnüge mich, in einem bloß kurtzen Inbegrif meine besondere Gedanken und einige in der Eil gemachte Bemerkungen vorzutragen, als das Resultat deßen, was ich während den 43 Jahren, die ich dem Preußischen Staat diene, und an dessen Verwaltung einigen Theil habe, gelesen, beobachtet und erfahren habe. Zwey besondere Gründe bestimmten mich, diese Materie zu wählen: erstlich die nun würklich herausgegebene nachgelaßene Werke Friedrichs II. und unter diesen insbesonder die von ihm selbst geschriebene Geschichte seiner Zeit, welche sich meinem Urtheil nach sehr der Vollkommenheit einer

guten

guten Geschichtsbeschreibung nähert, demnächst die gar zu große Menge historischer Schriften, die über die Lebensgeschichte Friedrichs II herausgekommen und von Verfaßern geschrieben sind, denen es so wohl an Materialien als an den erforderlichen Eigenschaften fehlte, um eine gute Geschichte zu schreiben, und die überdem eine solche Menge theils falscher theils ungewißer Anekdoten und Thatsachen verbreiten, daß es eben so viel Mühe kosten würde, sie zu widerlegen und ihre Irthümer zu berichtigen, als eine ganz neue und zuverläßige Geschichte dieses großen Monarchen zu schreiben.

(Nun folgt im Original ein kurzes aber wahres Lob der Geschichte überhaupt, und eine Auseinandersetzung der fürnemsten Erforderniße einer guten Geschichtserzählung insbesonder, worauf der Herr Graf also fortfährt:)

Eine jede Geschichte über ein weit älteres Zeitalter, als dasjenige ist, in welchem der Geschichtschreiber selbst lebt, ist nichts anders, als eine Compilation, die nur in sofern Glauben verdient, als sie auf das Zeugnis glaubwürdiger und gleichzeitiger Schriftsteller oder öffentlicher Denkmäler sich stüzt. Dieser einzige Grund ist hinlänglich, die gemeine Meinung niederzuschlagen, daß nemlich eine Geschichte niemals bey Lebzeiten der Persohnen, die daran Theil nehmen, geschrieben werden müße. Jede Geschichte, die erst lange Zeit nach dem Tode der handelnden

Per-

Persohnen geschrieben ist, kann niemals hinlänglich bestätigt seyn, weil es ihr an gleichzeitigen Zeugen und Beweisen mangelt. Eine gute wahre und gegen alle Einwendungen und Zweifel gesicherte Geschichte müste meinem Urtheile nach, entweder von den vornehmsten handelnden Persohnen selbst — oder, wenn diese nicht Lust, nicht Muße oder Fähigkeit dazu haben — wenigstens von einem verpflichteten Geschichtschreiber aufgesezt seyn, der nicht nur ein geschickter Schriftsteller, sondern auch von dem Staat dazu authorisirt, und überdem in der Lage seyn müßte, die fürnehmste handelnde Persohnen, die Archive, die Relationen der Minister und alle öffentliche und besondere Denkmahle, die zur Verfertigung einer guten Geschichte nöthig sind, zu rath zu ziehen. — — —

Man könnte freylich einwenden, daß eine von den Zeitgenoßen aufgesezte Geschichte allzeit den Verdacht der Partheylichkeit und der Schmeicheley gegen sich habe, weil man voraussetzen darf, daß ein solcher Schriftsteller es nicht wagen werde, Thatsachen und Wahrheiten öffentlich bekannt zu machen, die den Helden einer solchen Geschichte, besonders mächtigen und angesehenen Helden nachtheilig seyn könnten; Allein es ist möglich und selbst leicht, dieser Schwürigkeit und diese an sich nicht ungegründete Besorgniß dadurch aus dem Wege zu räumen, daß man eine solche Geschichte bey Lebzeiten der fürnemsten handelnden Persohnen nicht ans Licht gäbe. Aus dieser Ursache hat auch Puffendorf seine Geschichte Gustaphs Adolphs und des großen Churfürsten nicht eher als einige Zeit nach ihrem Tode herausgegeben, und selbst Friedrich II. hat die Bekanntmachung seiner Geschichte bey seinen Lebzeiten nicht gestatten wollen, um dem Publicum hernach soviel Freyheit zu laßen, darüber urtheilen zu können.

(Die Fortsetzung künftig.)

# 7.

## Königl. Preussisches erneuertes Censur-Edict.

### Vorab ein Wort über Preßfreyheit.

Aufklärung und Toleranz, Publicität und Preßfreyheit sind seit geraumer Zeit, besonders seit der in Deutschland so sehr zunehmenden Menge periodischer Schriften gleichsam die Losungswörter in der literarischen Welt. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die beyden ersten ihr Aufkommen und ihren guten Fortgang fürnemlich den beyden lezten zu verdanken haben, und wer die Vortheile und den Segen einer wahren Aufklärung und der ihr zur Seite gehenden Toleranz gehörig zu schätzen weiß, der wird auch den Werth und Nutzen einer durch Vernunft geleiteten Publicität und der nothwendig dazu erforderlichen Preßfreyheit nicht verkennen. Allein eben so wenig wird man es leugnen können, daß auch Publicität und Preßfreyheit ungemein gemisbraucht werden können, und daß, indem dies geschieht, der daraus entstehende Schaden und Nachtheil nicht minder beträchtlich ist, als der Vortheil, den der gute und zweckmäßige Gebrauch derselben gewähret. Es giebt in unsrem, an paradoxen Meinungen so fruchtbaren

Zeitalter eine Menge Schriftsteller, die ohne Rücksicht auf jenen Misbrauch und deßen schlimme Wirkungen zu nehmen, gradezu behaupten: die Preßfreyheit könne ohne zugleich die Denkfreyheit einzuschränken, ohne der Literatur den grösten Schaden zuzufügen, und ohne der fernern Verbreitung der Aufklärung das gröste Hindernis in den Weg zu legen, keiner Einschränkung unterworfen werden. Die Vertheidiger dieser Meinung gehen von dem an sich wahren Grundsatz aus: Gedanken sind zollfrei. Sie nehmen dabey ferner an, daß Gedanken, so lange sie nur im Herzen verschloßen bleiben, so lange sie nicht geäußert werden, so lange sie nicht durch Reden oder Schriften andern Menschen mitgetheilt werden, für die Welt durchaus keinen Nutzen haben, und etwa eben so, wie der hinter Schlößern und Riegeln verwahrte Schatz des Geitzigen, oder wie der immer im Faß aufbewahrte Wein höchstens dem Eigener durch das Bewustseyn seines ausschließlichen Besitzes einiges Vergnügen verschaffen, für die ganze übrige Welt aber eben so gut als gar nicht da seyn. Nur dann, sagen sie, wenn das Geld in Umlauf gebracht wird, verschaft es Nutzen, nur dann, wenn der Wein genoßen wird, erfreut er des Menschen Herz; eben so, sagen sie, haben die Gedanken der Menschen nur alsdann einigen Werth, nur alsdann sind sie Mittel Licht, Er-

kenns-

kenntnis und Aufklärung zu verbreiten, wenn sie geäußert werden, und ans Tageslicht kommen.

Bis so weit scheint das Räsonnement dieser Herren noch nicht so ganz unrecht zu seyn; aber wir wollen sie weiter hören: Gedanken, fahren sie fort, auch wenn sie in Reden und Schriften vorgetragen werden, sind und bleiben doch immer Gedanken, sie ändern nur die Form. Die Zollfreyheit, die ihnen ursprünglich eigen ist, und die ihnen Gott und die Natur verliehen hat, muß ihnen daher auch in dieser ihrer veränderten Gestalt bleiben, und nun ist nichts leichter, als aus diesem allen diesen Schluß zu machen: vermöge der natürlichen Freiheit zu denken, kan jeder denken, was er will; Reden und Schriften sind nichts anders als geäußerte Gedanken, folglich kann auch jeder reden und schreiben was er will; und da nun die Buchdrucker-Preße weiter nichts als ein Mittel ist, geschriebene Sachen zu verfielfältigen, so muß auch jeder können drucken laßen, was er will.

Diesem Beweise noch mehr Gewicht zu geben, fügen die Vertheidiger einer uneingeschränkten Preßfreyheit noch die Betrachtung hinzu, daß, da wir Menschen insgesammt fehlerhafte und dem Irthum unterworfene Geschöpfe seyn, niemand von der Richtigkeit und Güte seiner Ge-

danken eine zuverläßige Gewißheit haben könne, wenn er sie nicht auch der Prüfung anderer Leute unterwerfen könne; die den Gedanken als Gedanken allgemein zugestandene Zollfreiheit habe also nicht den allermindesten Werth, — wenn dieselbe sich nicht auch auf geschriebene und gedruckte Gedanken erstrecken solle. Nur dadurch, daß man seine Gedanken ans Licht bringe, können dieselbe untersucht, geprüft und ihr Werth bestimmt werden u. s. w. Die Preßfreiheit einschränken, heiße also nichts anders, als der Ausbreitung und Berichtigung menschlicher Erkenntniße und mithin der wahren Aufklärung und aller damit verbundenen wesentlichen Vortheile und Segnungen für die Menschheit eine Hemmkette legen.

Dies ganze Räsonnement ist scheinbar genug; indeßen, da jedes Ding, wie Freund F. sagt, seine zwey Enden hat, so wollen wir es doch auch von der andern Seite beleuchten. Gedanken sind Zollfrei. Von diesem Grundsatz gehn wir aus: Dies Sprichwort hat das mit vielen andern Sprichwörtern eigen, daß es zu allgemein ist, daß es zu viel, und also im Grunde nicht das beweiset, was es beweisen soll. Der ganze wahre Sinn desselben gehörig exegesirt und paraphrasirt kan doch nur der seyn: Gedanken, in so fern sie weiter nichts sind, als Gedanken, das heißt: innere Vorstellungen, Betrachtungen, Ueberlegnu-

legungen, Schlüße u. s. w. die zugleich in der Seele verschloßen bleiben können, und zwar auch nur so lange als sie in der Seele verschossen bleiben, außer sich weder Gutes noch Böses würken, folglich nimt auch die moralische Zolldirektion, oder ohne Bild zu reden, die Handhabung der Gesetze keine Notiz davon; sie kann es auch nicht, weil kein Mensch dem andern ins Herz sehen kann, und weil menschliche Gesetze nur über Handlungen nicht über Gesinnungen urtheilen können. In so fern ist also das Sprichwort ganz richtig: Gedanken sind Zollfrei. Sobald aber Gedanken sich äußern, es sey in Reden oder Schriften, so sind es freylich noch immer Gedanken — allein sie sind dann auch nicht mehr, wie der im Kasten verschloßene Schatz des Geitzigen, oder wie der im Faß aufbewahrte Wein unthätig, müßig und unwürksam; sie sind dann würklich in Umlauf gebracht, und eben so, wie das in Umlauf gebrachte Geld allerdings der Beurtheilung, ob es gäng und gäbe, oder ob es falsche verrufene Münze sey, unterworfen ist, und eben so wie der Verkäufer des Weins dafür responsabel seyn muß, ob er mir guten Wein oder Krätzer oder gar verfälschten Wein verkauft, eben so hat sichs auch mit den Gedanken, so bald sie nicht mehr im Herzen verschloßen bleiben. So bald also Gedanken durch Reden oder Schriften geäußert werden, verändert sich der Casus. Sie können

dann viel gutes — aber auch viel böses stiften. Sie sind alsdann eben deswegen, so wie der Untersuchung und Prüfung andrer, also auch einer davon abzulegenden Rechenschaft unterworfen. Dies gilt ja selbst von blos gesprochenen Gedanken, oder Worten, die, wie niemand in Abrede stellen wird, sowohl nach den Grundsätzen der Moral als des bürgerlichen Rechts, vor das Forum der Gesetze gehören, und auch mit Recht gestraft werden, sobald sie beleidigend, injuriös, und kurz so beschaffen sind, daß dadurch die Ehre oder sonstige Rechte auch selbst nur irgend einer einzelnen Privatpersohn gekränkt werden; Gilt dies aber selbst von blos gesprochnen Gedanken, die doch selbst, sobald sie gesprochen sind, in der Luft verfliegen, und nur von wenig Zeugen gehört werden, wie viel mehr findet das also seine Anwendung auf geschriebene, und noch mehr auf gedruckte Gedanken, die eben dadurch tausend andern bekannt werden, und das Gift, das sie enthalten, auch noch auf folgende Zeiten verbreiten. Hat noch nie ein vernünftiger Mensch sich eine ganz unbegränzte Sprechfreyheit angemaßt, und es sich herausnehmen können zu behaupten: ich darf sprechen, was ich wil, ich bin niemand Rechenschaft von meinen Worten schuldig, so wird doch wohl noch weniger jemand sich eine ganz unbegränzte Schreibfreyheit anmaßen können. Und was würde dann

endlich

endlich draus werden, wenn gar eine allgemeine und unbegränzte Preßfreyheit statt finden sollte, wodurch also nicht bloß einzelnen Personen, sondern jedermann die uneingeschränkte Macht gegeben würde, nicht nur zu sprechen — zu schreiben, sondern gar durch den Druck allgemein bekannt zu machen alles was er nur wollte? So nöthig also in einem wohlgeordneten Staat Injuriengesetze sind, wodurch den Zungensünden des Verläumders, des Ehrenschänders Einhalt gethan wird; eben so nöthig sind auch weise Censurgesetze, wodurch den Ausschweifungen und der Zügellosigkeit schädlicher Schriftsteller Einhalt gethan und die Preßfreyheit in ihre eigentliche Gränzen hingewiesen wird. Da jezt über diesen Gegenstand in öffentlichen Schriften viel räsonnirt und deräsonnirt wird, so glaube ich den Lesern unsrer Unterhaltungen einen Gefallen zu thun, indem ich das kürzlich herausgekommene Königl. Preußische erneuerte Censur-Edikt, auf welches schon lange die Erwartung und Aufmerksamkeit aller Literaturfreunde gerichtet gewesen, hier mittheile, und welches billig alle Verfaßer, Redacteurs und Herausgeber aller periodischer Schriften — auch sich selbst zu einem Spiegel — ihren Journalen vorandrucken, wenigstens einrücken sollten. — ch.

* * *

„Wir Friedrich Wilhelm, u. s. w. Ob Wir

gleich von den grossen und mannichfaltigen Vortheilen einer gemäßigten und wohlgeordneten Preßfreyheit, zur Ausbreitung der Wissenschaften und aller gemeinnützigen Kentnisse, vollkommen überzeugt, und daher solche in Unsern Staaten möglichst zu begünstigen entschlossen sind; so hat doch die Erfahrung gelehrt, was für schädliche Folgen eine gänzliche Ungebundenheit der Presse hervorbringe, und wie häufig dieselbe von unbesonnenen oder gar boßhaften Schriftstellern, zur Verbreitung gemeinschädlicher praktischer Irrthümer über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, zum Verderbniß der Sitten durch schlüpfrige Bilder und lockende Darstellungen des Lasters, zum hämischen Spott und boßhaften Tadel öffentlicher Anstalten und Verfügungen, wodurch in manchen nicht genugsam unterrichteten Gemüthern, Kummer und Unzufriedenheit darüber erzeugt und genährt werden, und zur Befriedigung niedriger Privat-Leidenschaften, der Verläumdung, des Neides und der Rachgier, welche die Ruhe guter und nützlicher Staatsbürger stöhren, auch ihre Achtung vor dem Publico kränken, besonders in den sogenannten Volksschriften bisher gemißbraucht worden. Da nun also, so lange die Schriftstellerey sich nicht bloß in den Händen solcher Männer befindet, denen es um Untersuchung, Prüfung, Bekanntmachung und Aus-

breitung der Wahrheit wirklich zu thun ist, sondern von einem großen Theile derjenigen, die sich damit beschäftigen, als ein bloßes Gewerbe zu Befriedigung ihrer Gewinnsucht und Erreichung anderer Nebenabsichten betrachtet wird, dieses Gewerbe der öffentlichen Aufsicht und Leitung des Staats, zur Verhütung besorglicher Mißbräuche nicht ganz entbehren kann, und solche Mißbräuche besonders in dem gegenwärtigen Zeitalter sehr einreißen und überhand nehmen; so haben Wir nöthig gefunden, die in Unsern Staaten bisher ergangenen Censurgesetze, insonderheit das Edikt vom 11ten May 1749, und das Circulare vom 1sten Junius 1772, nochmal nachsehen zu lassen, solche zu erneuern, wo es nöthig, näher und zweckmäßiger zu bestimmen, und in das gegenwärtige allgemeine Censur-Edict zusammen zu fassen."

Nun folgen die Artikel, wovon wir aber hier nur den Hauptinhalt in einem kurtzen doch vollständigen Auszug mittheilen.

1) Alle Bücher und Schriften sollen der Censur unterworfen seyn, und ohne deren Erlaubniß weder öffentlich noch heimlich verkauft werden.

2) Die Absicht der Censur ist nicht, eine anständige Untersuchung der Wahrheit zu hindern,

sondern nur demjenigen zu steuren, was wider die Grundsätze der Religion, wider den Staat, die moralische und bürgerliche Ordnung, die Ehre und den guten Namen anderer gerichtet ist.

3) Die Censur theologischer und philosophischer Schriften wird in Ansehung der Churmark dem Ober-Consistorio zu Berlin, in Ansehung der andern Provinzen den mit der Regierung verbundenen Provinzial-Consistorien übertragen; der juristischen und in das Justitzwesen einschlagenden Schriften in Berlin, der Mittel und Uckermark dem Kammergerichte, in den übrigen Provinzen den Regierungen und Landes-Justitz-Collegien; der medicinischen und chirurgischen in den Provinzen, wo Collegia medico-chirurgica sind, diesen, sonst dem Ober-Collegio medico zu Berlin; alle den Statum publicum des Deutschen Reichs und Königl. Hauses, die Rechte auswärtiger Mächte und Deutscher Reichsstände, u. s. w. betreffende Schriften sollen zur Censur dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten und den von diesem zu ernennenden Censoren vorgelegt werden; Wochen- und Monatsschriften, gelehrte Zeitungen, Romane, Schauspiele, u. s. w. sollen von den Universitäten da, wo welche sind, sonst aber bey dem Landes-Justitz-Collegio der Provinz censirt werden. Ge-

legen

legenheits-Gedichte, Schulprogrammen, rc. werden von dem Magistrate des Druckorts, wo keine Universität ist, censirt. Die politischen Zeitungen censirt in Berlin der vom auswärtigen Departement bestellte Censor, in den Provinzen die Landes-Collegia.

4) Von vorstehender Anordnung sind ausgenommen: a) Bücher und Schriften der Akademie der Wissenschaften, einzelner wirklicher Mitglieder derselben, und des damit verbundenen Collegii medico-chirurgici u. s. w. b) Bücher und Schriften, die auf Universitäten gedruckt werden, sind der Censur derjenigen Facultät, wohin sie einschlagen, unterworfen; jedoch das Staatsrecht und die politische Geschichte betreffende Schriften ausgenommen, die der von dem auswärtigen Departement abhängenden Censur vorgelegt werden müssen.

5) Die Schriften müssen nach obiger Classification vom Drucker oder Verleger dem Chef des Collegiums zugestellt werden; dieser kann, wenn er die Schrift geprüfet und unbedenklich findet, ohne weitere Rücksprache Erlaubniß zum Druck ertheilen; findet er aber Bedenken, so muß er die Handschrift ohne Verzug einem der Mitglieder des Collegiums mittheilen.

6) Schriftstellern und Verlegern, die mit der Verfügung der Censur nicht zufrieden sind, ist erlaubt, sich bey der Behörde darüber zu beschweren.

7) Buchdrucker und Verleger, welche die Schriften zur Censur vorgelegt und deren Genehmigung erhalten haben, sind von aller fernern Verantwortung des Inhalts frey; diese völlige Befreyung kann aber dem Verfasser, der die Censur zu hintergehen oder zu übereilen gewußt hat, nicht zu Statten kommen. Privatpersonen, die sich durch Stellen in dieser oder jener Schrift beleidigt glauben, ist der Censur ungeachtet erlaubt, ihr Recht gegen den Verfasser und Verleger zu suchen.

8) Die Strafe derjenigen, welche die Verordnung übertreten, ist eine Geldbuße von 5 bis 50 Rthlr. die derjenige zu erlegen hat, welcher ohne Censur druckt oder verlegt, wenn auch die Schrift untadelich ist. Ist aber der Inhalt strafbar, so soll die ganze Auflage confiscirt, und der Drucker um den doppelten Betrag der verdienten Druckkosten, der einländische Verleger aber um den doppelten Betrag des durch sachkundige zu bestimmenden Ladenpreises der ganzen Auflage bestraft werden. Wenn einländische Buchdrucker für auswärtige Verleger sich eines

solchen

solchen Vergehens schuldig machen; so müßen sie für die vom fremden Verleger verwirkte Strafe haften. Wenn einheimische Buchdrucker und Verleger mehr als einmal in Uebertretung der Verordnung betroffen werden; so sollen sie nach bewandten Umständen mit Verlust ihres Privilegiums, u. s. w. bestraft werden. Ein Verleger, der sich auf dem Titel nicht nennt, einen unrichtigen Druckort angiebt, oder den wahren verschweigt, soll angesehen werden, als wenn ihm der strafbare Inhalt des Buchs bekannt gewesen wäre, und wenn dieser Verdacht nicht völlig abgelehnt werden kann, außer der verwirkten Strafe auch noch als Theilnehmer am Vergehen des Verfassers angesehn werden.

9) Der Censor bekömmt, außer einem Exemplar, 2 gute Groschen für jeden gedruckten Bogen für seine Mühe.

10) Auswärtig gedruckte Bücher, die in den Königl. Ländern nicht würden gedruckt werden dürfen, sollen von den Buchhändlern auch nicht zum Verkauf übernommen, und weder heimlich noch öffentlich verkauft werden, bey 5 bis 50 Rthlr. Strafe.

11) Die zur Censur verordneten Behörden sind berechtigt, sobald sie von unzuläßigen Büchern

chern Nachricht erhalten, den Verkauf zu untersagen, und die Buchhändler sollen sogleich mit dem Debit einhalten, bey obenbenannter Strafe.

---

## 8.

### Fortgesezter Auszug aus der akademischen Abhandlung Sr. Excellenz des Hrn. Staatsministers Grafen von Herzberg über die eigentlichen Erfordernisse einer guten Geschichte.

Indem der berühmte Verfaßer dieser Abhandlung das Verzeichnis gutter, von den handelnden Personen selbst geschriebenen Geschichten durchgeht, findet er in der ganzen Reihe der verschiedenen Zeitalter nur einen Xenophon, Thucydides, Polibius, Julius Cäsar und Friedrich II. von welchem leztern er nun also fortfährt:

Dieser, da er in seinen nachgelaßenen Werken dem Publicum die Geschichte seiner Zeit mittheilte, hat der Nachwelt eine Geschichte geliefert, die mir vor allen andern den Vorzug zu verdienen scheint, weil sie den großen Zeitraum von 48 Jahren und eben so merkwurdige Epochen in sich faßt, als in irgend einer Geschichte anzutreffen sind, weil ferner der Geschichtschreiber selbst als König, als Gesezgeber, als Feldherr und als Friedensstifter die fürnehmste handelnde

delnde Persohn dieser Geschichte ist, und weil er sie zugleich mit einer Bescheidenheit und einer Unpartheylichkeit geschrieben hat, die nicht den mindesten Zweifel gegen die Wahrheit der Begebenheiten übrig laßen — Diese Geschichte, vereinigt mit der genauesten Wahrheit zugleich die fürnehmste Eigenschaften, die man an einer von der handelnden Persohn selbst oder von einem verpflichteten Geschichtschreiber geschriebenen Geschichte fordern kann. Er beschreibt mit der größten Unpartheylichkeit alles, was er selbst als König, als Feldherr und als Staatsmann gethan hat. Man darf sich vollkommen auf sein gutes Gedächtnis, auf seine Wahrhaftigkeit, auf seine Genauigkeit und Unpartheylichkeit verlaßen, welches alle die von seinen Zeitgenoßen bestätigt werden, die Zeugen oder selbst mithandelnde Persohnen seiner Geschichte und seiner glänzenden Laufbahn gewesen sind. Er hat die Archive fleißig zu Rath gezogen, hat sich Auszüge daraus machen laßen und ist auf diese Art seinem Gedächtnis zu Hülf gekommen. Ich selbst kann dies alles mit der größten Gewißheit bestätigen, indem ich für ihn eine große Menge Auszüge aus den Archiven habe machen müßen, und alle seine Papiere in meinen Händen, auch an seinen vornehmsten Staatshandlungen Theil gehabt habe. Indeßen werde ich es nicht verhehlen, daß es dieser übrigens fürtreflichen Geschichte doch noch

einiger

einiger maaßen an Genauigkeit und Ausführlichkeit fehle. Friedrich II. hatte nicht Muße genug, um seiner Geschichte noch diese Vollkommenheit zu geben; Er war zu sehr ein wahrer König, und seinem Hauptgeschäft zu sehr zugethan, als daß er ein vollkommener Geschichtschreiber hätte seyn können.

— — Ich finde mich überzeugt, daß es überhaupt sehr zu Beförderung des Wohls der Nationen und Menschen beytragen muß, wenn jeder Staat einen verpflichteten Geschichtschreiber (historien d'office) anstellte, welcher alle Tage ein genaues Verzeichnis desjenigen hielt, was in der Staatsverwaltung, und was so wohl in dem Staat selbst als bey den Nachbaren in Beziehung auf eben diesen Staat vorgienge, welcher zugleich die Tractaten, die Edicte, die Sanktionen, die Denkschriften Relationen der Ministers und der Staatsbeamten, so wohl aus dem Militär- als Civilstande, und gefolglich alle Materialien einer guten Geschichte zusammen trüge; dieser verpflichtete Geschichtschreiber müste zugleich berechtigt seyn, sich von dem Souverain, so wie von den Generalen und Ministern die ihm nöthige Aufklärungen ausbitten zu dürfen, und dann müste er aus diesen gesammleten Materialien eine genaue historische Darstellung der Begebenheiten jedes Jahrs anfertigen. Nach dem Tode des Souveräns und nach dem Ende seiner Regierung, aber nicht eher, müste nun ein gelehrter, einsichtsvoller, arbeitsamer, rechtschaffener unpartheyischer und zugleich muthvoller Mann der in sich alle Eigenschaften eines guten Geschichtschreibers, die Talente und den Charakter eines Tacitus, eines Robertsons und selbst eines Friedrichs II. in sich vereinigte, alles jenes in Ordnung bringen, und so die Geschichte der zurückgelegten Regierung herausgeben.

(Die Fortsetzung künftig.)

# 9.

## Beschluß des Auszugs der akademischen Abhandlung Sr. Exc. des Hrn. Staatsministers Grafen von Herzberg:

### Ueber die eigentlichen Erforderniße einer guten Geschichte.

Ich verkenne die Schwürigkeiten nicht, die ein Mann hat, der zugleich ein richtig urtheilender, genauer und unpartheyischer Geschichtschreiber seyn wil. Ich könnte sehr viel sagen, um alles das, was dazu erfordert würde, um eine solche in ihrer Art vollkommene Geschichte zu schreiben, gehörig aus einander zu setzen, und um eine vollständige Idee davon zu geben. Ich müste weit mehr Zeit und Muße haben, als ich würklich nicht habe, um dieses Ideal einer eben so nöthigen als nützlichen Errichtung auf eine ausführliche und vollständige Art auszumahlen. Ich behalte mir dieses zu einer andern Zeit vor. Indeßen glaube ich doch jezt genug hierüber gesagt zu haben, um das einsichtsvolle und unpartheyische Publicum in den Stand zu setzen, daß es urtheilen könne, wie sehr die Geschichte, diese ehrwürdige und dem menschlichen Geschlecht, so nützliche Geschichte durch jene feile und misgünstige

stige Schriftsteller, durch jene vorgebliche Geschichtschreiber und Annalisten, durch jene Zusammenstoppeler öffentlicher Brochüren, durch jene Aretins unsrer Zeit verstümmelt und befleckt werde, welche den Titel und das ehrwürdige Geschäft eines Geschichtschreibers sich ungebührlich anmaßen, welche ihre Feder den Meistbietenden verkaufen, welche keine andere Materialien haben als die Zeitungen und allgemeine Gerüchte, und die das fehlende durch ihre glühende und partheyliche Einbildungskraft und durch die Eingebungen ihrer niederträchtigen Denkungsart ersetzen, welche sich zu öffentlichen Beurtheilern und oberen Richtern der Handlungen der Fürsten und der Regierungen aufwerfen, ohne irgend eine andere Kenntniß dieser Handlungen, noch der Begebenheiten, noch ihrer eigentlichen Quellen und Triebfedern zu haben, als diejenige, welche ihnen die öffentliche Papiere verschaffen, und welche der Partheigeist die Niederträchtigkeit und die Bestechungssucht ihnen eingiebt. Ich könnte hier einige ganz neuere Beispiele solcher Producte anführen, womit das Publicum bereits überschwemmt ist, und noch ferner bedrohet wird, und die nur dazu dienen, die ächte Geschichte zu entstellen und verdächtig zu machen. Dies ist besonders der Fall mit der Geschichte Friedrichs II und der Preußischen Monarchie: allein es wird sich früh oder spät ein competenter

Richter

Richter zeigen, welcher diese vorgebliche Geschichten nach den Regeln einer richtigen Kritik prüfen, dem Publicum die Unwissenheit, die Schwäche und Boßheit ihrer Verfaßer offen legen, und so die Rechte der Wahrheit und der ächten Geschichte rächen wird.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung hat die fürnemste Staatsbegebenheiten unter dem zweyten Regierungsjahr des jezt regierenden Königs zum Gegenstand, und anfänglich diejenigen, welche sich auf die öffentlichen und auswärtigen Angelegenheiten beziehen. Hier führt nun der Herr Verfasser umständlich die neuerliche Revolution in Holland an, und die Art und Weise, wie dieselbe ist bewirkt worden, worauf er also fortfährt:

Auf diese Art hat der König die Ehre und die Genugthuung gehabt, eine der grösten Revolutionen in einem benachbarten Staat zu bewürken, und das in Zeit von vier Wochen, und ohne vieles Blutvergießen, bloß durch weise muthige und schnelle Entschließungen, die durch das kluge tapfere Verhalten des Herzogs von Braunschweig, seiner Generale und eines kleinen Corps Preußischer Truppen ausgeführt wurden. Auf diese Art hat er den ehemaligen Glanz des Hauses Granien wieder herstellt, und der Republik Holland ihre Freyheit und Ruhe wieder gegeben, und ihr so unentgeldlich denselben Dienst geleistet, welchen sie im Jahr 1672 von dem Urgroßvater

des Königs, dem Churfürst Friedrich Wilhelm erhielt, als sie von Ludewig XIV. angefallen ward, da denn der große Churfürst mit seiner kleinen Armee nach dem Rhein hinzog, und den großen König nöthigte, den größten Theil der vereinigten Niederlande wieder zu räumen, wodurch den Holländern Zeit verschaft wurde, sich wieder zu erholen, durch eine Revolution die Statthalterwürde wieder herzustellen, und so die Republik von ihrem Untergang und von der Gefahr zu retten, ihr Bestehen in Europa dran geben und nach Batavia fliehen zu müßen. Eine Thatsache, welche der berüchtigte Verfasser des Briefs an die Batavier selbst hat eingestehen müßen. Mag dieser verwegene Schriftsteller Friedrich dem Zweyten, Friedrich Wilhelm II. und der preußischen Nation Hohn sprechen; mag er sich selbst kindische Drohungen erlauben, die öffentliche allgemeine Kunde der Thatsachen, die wirkliche Lage der Begebenheiten und die Gerechtigkeit des Publikums wird ihn immer Lügen strafen. Denn ist es nicht Friedrich II. ist es nicht Friedrich Wilhelm II., sind es nicht die Preußen, welche Deutschland, Baiern, und Holland gerettet haben, und zwar ganz unentgeldlich, ohne die mindeste eigennützige Absicht, ohne einige Belohnung, selbst nicht einmal Schadloshaltung zu begehren, und mit einer Großmuth und Uneigennützigkeit, die bisher in der Geschichte aller

andren

andren Nationen ganz unbekannt ist; und das alles öffentlich vor dem Angesicht von ganz Europa, gegen mehr als verdoppelt stärkere Mächte einzig und allein in der Absicht um Europa jene politische Freyheit zu sichern, die man sich unterstanden hat, den Preußen abzusprechen, die sie aber doch in der That in einem weit höhern Grad besitzen, als diejenige, die sich derselben laut rühmen, und sich mit so viel Geschrey darauf berufen, ohne einmal zu wissen, wie sie dieselbe auf einen festen Fuß setzen und erhalten sollen.

— — Der gegenwärtige ruhige und glückliche Zustand der Republik Holland, verglichen mit den Greueln des vorigen Patriotismus ist die beste und vollkommenste Widerlegung aller der Falschheiten, welche der vorgebliche Vertheidiger der Batavier in seiner Schrift gegen das durchlauchtige Haus Oranien vorgebracht hat, welchem Hause doch die Republik ihr Entstehen und ihre Erhaltung bis auf den heutigen Tag zu danken hat, wie ein wahrheitliebender und unpartheyischer Geschichtschreiber aus der Geschichte von Holland selbst, ohngeachtet aller gezwungenen und listigen Verdrehungen des Verfaßers des Briefs an die Batavier leicht zeigen könnte. Die Republik selbst hat auch das große Gewicht der Revolution und des Dienstes, den ihr der König

auf eine so edle Art geleistet hat, besser erkannt. Sie hat dem König ihre Dankverpflichtung feyerlich durch ihren Minister den Baron von Reede bezeugen lassen, welcher in dieser Absicht mit dem Charakter eines würklichen Gesandten bekleidet sich dieses Auftrags auf eine recht feyerliche Art, in einer öffentlichen Audienz, am 2ten Jenner dieses Jahrs, durch eine schöne Rede entledigte, auf welche Se. Majestät selbst mit einer wahren eines Königs würdigen Beredsamkeit antwortete. Auf diese Art hat also der preußische Hof eine holländische Gesandschaft und einen Auftritt gehabt, der eben so glänzend und so einzig in der Geschichte ist, als es die holländische Expedition selbst war.

Die Republik zeigte auch überdem daß sie den Nutzen und die Nothwendigkeit der Revolution anerkenne, durch einen neuen Vergleich, welchen die sieben Provinzen unter einander schloßen, um sich gegenseitig die Erhaltung der Statthalterwürde in dem durchlauchtigen Hause Oranien zu sichern, als eine Würde, die der wesentlichen Constitution einer jeden Provinz anhängig sey, da hingegen ehemals diese Constitution und die des Statthalterthums in verschiedenen Provinzen sehr verschieden waren. Ebenfalls hat diese Republik geglaubt, ihre durch jene Revolution erneuerte und wiederherstellte Constitution nicht

besser

besser befestigen und dauerhaft machen zu können, als durch die Errichtung eines defensiven Allianztractats mit den Höfen von Berlin und London, welcher auch an ein und demselben Tage, nemlich den 15. April 1788 zu Berlin und im Haag, aber mit jedem Hof insbesonder unterzeichnet worden ist, und worin jeder dieser Höfe sich anheischig macht, der Republik die Statthalterwürde und ihre erneuerte Constitution zu garantiren, und zugleich mit der Republik eine bestimmte Hülfleistung gegen jeden Angreifer derselben zu sagen. Dieser Tractat erhielt noch eine neue Kraft durch den defensiven Allianztractat, welchen der König von Preußen mit dem König von Großbrittannien den 13. Jun. als er selbst in Holland war, zu Loo unterzeichnet hat, und worin die beyden Höfe sich gegenseitig zur Garantie des Statthalterthums und der Constitution von Holland, so wie zu einer bestimmten Hülfleistung gegen jeden feindlichen Anfall anheischig gemacht haben. Diese Verbindungen sind noch mehr bestärkt worden durch einen neuen allgemeinern und ausführlichern defensiven Allianztractat zwischen Preussen und England, welcher zu Berlin den 13ten August 1788 geschloßen und unterzeichnet wurde.

Man kan aus allen diesen Staatsverhandlungen und den hier erzählten Umständen leicht

urtheilen, mit wie viel Sorgfalt, Nachdruck und gutem Erfolg der König in dem ganzen Lauf dieses nun verfloßenen zweyten Regierungsjahrs wirksam gewesen ist, die Unruhen eines benachbarten Staats beyzulegen, die natürliche Verbindung der Mächte zu herstellen und die rechte Seite seiner Besitzungen und die allgemeine Ruhe in dem südlichen Theil von Europa zu herstellen, wöhrend dem er zu gleicher Zeit durch ein friedliches, aber zugleich respektabeles Verhalten, die Ruhe seiner Staaten von der nördlichen Seite zu sichern wuste.

Der wichtige Gegenstand der Beylegung der holländischen Unruhen hat indessen die Aufmerksamkeit des Königs auf die Angelegenheiten des deutschen Reichs nicht gemindert. Er fuhr zu gleicher Zeit fort, die Verbindungen des deutschen Fürstenbundes durch zahlreiche Gesandschaften an den verschiedenen Höfen von Europa zu unterhalten und noch fester zu machen. Den durch den Tod des Freyherrn von Schwarzenau erlittenen Verlust eines geschickten Ministers bey dem Reichstag zu Regensburg, ersezte er gleich durch einen andern Minister von geprüfter Geschicklichkeit, nemlich den Hrn Grafen von Görtz, welcher sich schon durch drey wichtige Gesandtschaften, nemlich zu München, Petersburg und im Haag, rühmlich ausgezeichnet, und auch gar

bald

bald die in Ansehung seiner Persohn getroffene Wahl des Königs rechtfertigte, da er in diese erhabene Reichsversammlung zu Regensburg gar bald jene Thätigkeit wider einführte, welche ihr schon so lange Zeit gefehlt hatte, und nun die Berathschlagungen mit mehr Eifer und Nachdruck betrieben, und die Senate in dem Reichskammergerichte zu Wetzlar auf einen bessern Fuß eingerichtet wurden. Der König hat als Churfürst von Brandenburg, durch seine große Anzahl von Stimmen am meisten zu dem Schluß beygetragen, welchen der Reichstag faßte, um dem ersten und höchsten Richterstuhl des Reichs und seiner Gerichtsverwaltung eine neue Stärke und Thätigkeit zu geben. Aus dieser Probe schon kan man sehen, daß der deutsche Fürstenbund nicht eingeschlafen ist, und daß er nach dem möglichen Lauf großer Begebenheiten die gerechten und vernünftigen Erwartungen des Publicums und der deutschen Patrioten erfüllet.

Wenn der König auf diese Art mit so viel Nachdruck und gutem Erfolg die grossen öffentlichen und auswärtigen Angelegenheiten während dem zweyten Jahr seiner Regierung eingerichtet und betrieben hat, so ist er auch in Ansehung der inneren Angelegenheiten des Staats nicht minder würksam gewesen, indem er jenen regelmäßigen Gang, jene fürtrefliche Ordnung bey Affären,

jenen Zusammenhang und jene Art zu leben befolgte, wovon Friedrich II. den Ton angegeben und selbst ein so gutes Beyspiel geliefert hatte.

Der Verfasser thut jezt Meldung von den Revenüen in Schlesien, zu Berlin, in Pommern und Westphalen, worauf er fortfährt:

Bey dieser Gelegenheit hat der König auch, allenthalben begleitet von seinem würdigen Kronerben die Höfe zu Braunschweig und Hannover besucht, imgleichen seine Westphälische Provinzen, besonders Minden, Cleve und Mark, die so ergiebig an Leinen- und Eisenfabriken sind, denen er alle mögliche Aufmunterungen nach dem Vorschlag des würdigen Ministers (des Freyherrn von Heinitz,) der ihn auf dieser Reise begleitete, gegeben hat. Bey dieser Gelegenheit geschahe es auch, daß ein König von Preußen zum erstenmal, nemlich zu Wesel eine förmliche Gesandschaft vom Pabst erhielt, und so öffentlich und feyerlich von dem Hof zu Rom in der ihm vor diesem abgestrittenen Würde eines Königs von Preußen anerkannt wurde.

„Hier folgt nun in Original ein ausführliches Verzeichnis der Verbesserungen, die in den verschiedenen Theilen der inneren Staatsverwaltung getroffen sind, die aber für den Raum dieser Blätter zu weitläuftig seyn würden. Zum Beschluß also noch folgendes:

Das

Das Justizdepartement macht noch immer die größten Fortschritte durch die Sorgfalt des unermüdeten und patriotischen Großcanzlers, welcher noch immer neue Theile seines Gesezbuchs herausgiebt, und es noch vollkommener macht, durch die dem Publicum darüber gestattete freye Beurtheilung desselben, so wie er auch das neue System der Prozesordnung immer mehr vervollkommet, deßen Richtigkeit sich auch durch die große Verminderung der Prozesse bestätigt.

Das in Schlesien Pommern und in der Churmark Brandenburg eingeführte Creditsistem ist nun auch auf Ost und Westpreußen ausgedehnt worden. Der Umlauf des Geldes und der Werth der Ländereyen, so wie deren Anbau und Bearbeitung, sind durch dieses Mittel sehr vermehrt worden. Die Auswanderung des polnischen Adels in dieser lezten Provinz hat fast gänzlich aufgehört, und dieses sonst beynahe wüste und unbewohnte Land wird nun eine der schönsten Provinzen.

Der König hat auch die Fonds zur Verbesserung der Schulen ungemein vermehrt. Jedermann weiß die Aufmerksamkeit, welche der König auf die Aufrechthaltung der Religion wendet, ohne doch dabey die Freyheit zu Denken, noch die Preßfreyheit einzuschränken, und ohne

den Fortschritten des Geistes der Philosophie Einhalt zu thun.

Ich glaube, daß alles bisher Gesagte hinreichend ist, um zu zeigen, daß in dem preußischen Staate und in der Nation jener Charakter und Geist der Stärke, des Nachdrucks der militärischen und bürgerlichen Thätigkeit, des Edelmuths und der Gerechtigkeit noch immer fortwährt, welchen Friedrich II. uns hinterlaßen hat, und welche uns durch eine ununterbrochene Reihe guter, einsichtsvoller und thätiger Souverains, die die Nation lieben, und werth sind, von ihnen geliebt zu werden, gesichert zu seyn scheint.

Zum Schluß lege ich das Verzeichnis der außerordentlichen Summen vor, welche der König in dem Lauf des verfloßenen Jahrs zum Wohl und zur Aufhelfung seiner Staaten und Unterthanen angewiesen hat. (Sie belaufen sich auf 2 Millionen 632 tausend und 500 Rthlr.) und welche eine neue ungezweifelte Probe seiner mit Weisheit angewandten Freygebigkeit sowohl, als des guten Zustandes seiner Finanzen darstellen, weil sie blos aus dem Ueberschuß seiner Staatsrevenüen genommen sind, und weder von der gewöhnlichen Ausgabe abgekürzt noch aus dem königlichen Schatz genommen sind, als der dem Preußischen Staat ganz wesentlich gehört.

---

## 10.

## Abschaffung der Trauer.

Seit dem einmal ein guter Anfang gemacht ist, thun sich der gesellschaftlichen Verbindungen zur Abschaffung oder wenigstens zur Einschränkung des so ganz unnützen und zweckwidrigen Aufwandes in Trauerkleidung und Leichengepränge in verschiedenen Gegenden Deutschlands immer mehr hervor. In dieser Absicht haben sich auch die Einwohner der Stadt Frankenthal auf eine rühmliche Art ausgezeichnet. Die dortige Lesegesellschaft legte nemlich ihren Mitbürgern einen gedruckten Plan vor, der in einer herzlichen Sprache einen Aufruf an das dortige Publicum enthält, dem Vorgang so vieler andern Gesellschaften und Verbindungen zu gleichem Zweck zu folgen, und einen Misbrauch, der so vieles wider sich habe, abzuschaffen. In diesem Plan wird ferner statt der bisherigen Trauerkleidung blos ein schwarzes Band oder ein Florstreif in Vorschlag gebracht, und das übrige Leichengepränge auf folgende Art eingeschränkt: 1. Kein Sarg soll mit Handhaben *) und Schrauben versehen werden, und niemals über fünf Florin kosten. 2. Flor, Handschuh und Citronen dürfen

*) Handhaben sind dann doch wohl an einem Sarg nicht ganz überflüßig — Aber freylich dienet die Menge und eine übertriebene zierliche Ausarbeitung derselben zu nichts. D. H.

sen nicht gereicht werden. 3. Um das Leichenessen abstellen zu können, sollen sechs ehrbare, aber dürftige Männer von jeder Religionspartey zu beständigen *) Leichenträgern bestimmt werden, die jedesmal 20 bis 30 Kreuzer, aber kein Essen für ihre Bemühung erhalten; wo sie aber mit Flor und Handschuh erscheinen müßen, einen Gulden. Eben so soll das Kronenmachen bey den Leichen lediger Persohnen abgeschaft werden

*) Diese Einrichtung verdient vorzüglich nachgeahmt und allgemein eingeführt zu werden. Es scheint freylich ein seinem Ursprung und Zweck nach ehrwürdiger und löblicher Gebrauch, daß das Leichentragen, als ein Liebesdienst angesehen wird; der von freywilligen Nachbaren unentgeldlich wahrgenommen wird. Aber wie viel hat nicht dieser Gebrauch von seiner ursprünglichen Einfalt verlohren. An den meisten Orten ist aus diesem freywilligen und unentgeldlichen Liebesdienst eine für die nach gelaßenen Verwandten eines Verstorbenen sehr zwangvolle und oft sehr drückende Contribution entstanden — denn wo geschieht wohl dieser Liebesdienst, und wer begehrt ihn auch wohl ganz unentgeldlich? Fast überall empfangen die Träger eine mit der Bemühung in gar keinem Verhältnis stehende Belohnung an Geld, oder eine — oft sehr kostbare Rekreation an Speise und Trank, und an den meisten Orten beydes zugleich — Allen diesen und mehren Mißbräuchen dieser Art wird durch oben erzählte Einrichtung auf einmal gewehret — Und warum sollten nicht übrigens auch, eben so gut als man im Amt stehende und verpflichtete Leichenbitter und Todtengräber hat, auch verpflichtete und im Amt stehende Leichenträger haben? Dieses hätte auch noch den Nutzen, daß dadurch manchen in kümmerlichen Umständen lebenden Menschen eine Art von ordentlichen Verdienst zugewendet wird. D. H.

den weil in den dabey gewöhnlichen Zusammenmenkünften oft Anlaß zu Ausschweifungen gegeben wird. Die Kirche soll aus ihren Mitteln ein solches Zeichen verfertigen laßen, das jedesmal für ein geringes Geld auf die Särge lediger Persohnen gelegt, und dann wider auf ähnliche Fälle aufgespart werden kan 4. Die Condolenzbriefe, insofern sie blos Ceremoniel sind, sollen abgeschaft seyn *) Endlich schließt der Plan mit folgender Vorstellung: „Lieben Mitbrüder! Welch eine große Ersparnis und Erleichterung wird nicht durch diese Traurabstellung und Einschränkung mancher nicht sehr bemittelten Familie verschaft werden Und den Reichen steht es ja frey, und wird ihnen auch empfohlen, den Armen, Nackenden, Hungrigen und Dürstigen dafür zu kleiden, zu speisen und zu tränken, welches Gott wohlgefällt und ihrer Seele zu gut kommen wird — Laßt uns also alte schädliche Misbräuche verwerfen, und es für Ehre halten, edlen Beyspielen und wohlgemeinten Vorschlägen Beyfall zu geben und Nachfolge zu leisten.

Dieser Plan ist nun auch in der Stadt Frankenthal über alle Erwartung genehmigt und zahlreich unterschrieben worden.

---

## II.

## Ein pures Misverständnis.

Im Nassauischen wurde am verwichenen Neujahrstage wegen der glücklichen Beilegung der Holländischen Unruhen dem Prinzen Erbstatthalter

*) Auch dieser Vorschag ist nicht zu verwerfen, und es verdient allgemein eingeführt zu werden, was ich seit einiger Zeit häufig bemerkt habe, daß nemlich Todesfälle von Privatpersonen in öffentlichen Zeitungen mit der hinzugefügten Bitte angezeigt werden, daß die Bekannten und Freunde des Verstorbenen diese öffentliche Anzeige anstatt der sonst gewöhnlichen Notification annehmen möchten. D. H.

halter zu Ehren ein allgemeines Dankfest gefeyert. Zur Erhöhung der Freuden dieses Festes wurden an sehr vielen Orten Kanonen abgefeurt. Auch die Einwohner des Städtchens Freudenberg glaubten, ihrem Feste gehe etwas ab, wenn keine Kanone dabey gefeuret würde Nun war es aber ein schlimmer Umstand, daß sie selbst keine Kanone hatten. Doch wurde Rath geschaft, man gab sich Mühe, von einem benachbarten Ort eine zu bekommen. Sie erhielten endlich eine, wobey ihnen gesagt wurde, es sey ein Sechspfünder. Ohne zu wissen, daß diese Benennung bloß das Gewicht der aus einer solchen Kanone zu schießenden Kugel anzeige, und ohne sich auch weiter darum zu befragen, sezten sie nun einmal fest voraus: ein Sechspfünder sey eine Kanone, zu der auf jede Ladung sechs Pfund Pulver erforderlich seye Indeßen machte doch einer und der andere die Bemerkung, die Kanone scheine schon ziemlich alt zu seyn, und deswegen wäre es wohl der Vorsichtigkeit gemäß, etwa ein halbes Pfund Pulver weniger zu nehmen. Diese Bemerkung fand Beyfall, und um ja recht vorsichtig zu seyn wurde allgemein beschloßen, lieber ein ganzes Pfund Pulver abzuziehen, und es auf jeden Schuß bey fünf Pfund Pulver bewenden zu laßen. Auch nur fünf Pfund Pulver, meinte man, müßten doch einen herrlichen Effect thun, und excellent knallen. Die Kanone wurde allso zum erstenmal — aber auch zum leztenmal in ihrem Leben mit fünf ganzer Pfund Pulver geladen und loßgebrannt — Mit diesem erschrecklichen Knall endigte sich aber auch die ganze Feyerlichkeit, denn die Kanone zersprang in viele tausend Stücken, die so weit umher flogen, daß man nicht erfahren hat, wo die Stücke hingekommen sind. Ein ganz außerordentliches Glück war es, daß Niemand von den vielen anwesenden Menschen Schaden dabey genommen hat.

---

10. Abschaffung der Trauer. . . 241
11. Ein pures Misverständnis. . 3

---

## Bücher Nachricht.

Da mancher Verehrer des Einzigen Friedrichs dessen herausgekommene Werke zu besitzen wünschen, der bisherige Pränumerationspreiß außer der Fracht aber manchem zu hoch kommen dürfte; so habe ich Unterschriebener, um diese Werke in jedermanns Hände zu bringen, mit den rechtmäßigen Verlegern Herrn Voß und Sohn und Herrn Decker und Sohn in Berlin die Vereinbarung getroffen, daß ich sowohl von der französischen als deutschen Ausgabe die ersten 5 Theile für 2 Rthlr. 16 Ggr. Preuß. Courant, oder 3 Rthlr. 12 sbr. Clevisch liefern kann. Wobey die jetzigen Pränumeranten noch den Vortheil haben, daß sie die übrigen 10 Theile, welche noch 5 Rthlr. 8 ggr. Preuß. Courant oder 6 Rthlr. 24 sbr. Clevisch kosten, wenn sie nicht wollen, zu nehmen nicht verbunden sind.

Die ersten 5 Theile enthalten:

Der 1. und 2te Theil die Geschichte meiner Zeit.

Der 3. und 4te Theil, die Geschichte des siebenjährigen Kriegs.

Der 3te Theil Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsburger Frieden, 1763, bis zur beendigten Theilung von Pohlen 1775.

Da vielen, obige Nachricht zu spät in Händen gekommen, so mache hiermit bekannt, daß ich noch Vorauszahlung annehme, bis zu nähre Aufkündigung, und allemal 8 Tage nach der Bestellung, die Exemplare abliefern werden.
Wesel den 28. Febr. 1789.

Franz Jakob Rödek.

---

Noch sind bey dem Verleger zu haben.

Anekdote Friedrichs II. 17 Stücke, das 18te Stück so den Beschluß macht, wird nächstens erwartet. Jedes Stück kostet 24 Stüber. Auch dienet zur Nachricht für diejenige, so noch einzelne Stücke zu Completirung nöthig haben, daß selbige einzeln bekommen können zu 24 stb. das Stück.

# Niederrheinische Unterhaltungen.

III. Heft.

Monat Merz.

1789.

Wesel

bey Franz Jakob Röber, Buchh.

Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beym Empfang des letzten Stücks im Dezemb. bezahlt wird, ist 1 Rtlr. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rtlr. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

---

# Inhalt.


Seite

1. Beleuchtung der Charakteristik der Feinen im Herzogthum Berg. Von einem Freunde der Wahrheit. . 145
2. Herr und Frau Hastings. (Aus der Frau von la Roche Reise durch Holland und England, vom Jahr 1787.) 161
3. Herr und Frau Hastings. (Aus der Frau von la Roche rc. (Beschluß.) 177
4. Noch etwas über den Brantewein. von H * * r. . . . 180
5. Kalte Winter und Ohrfeigen. von —ll. 190
6. Ueber die Aufklärung. Eine Rede Sr. Hochwürden Exellenz des Freyherrn von Spiegel zum Diesenberg, Curators der Universität zu Bonn. 193
7. Neue Erfindungen. . . 207


Bey

Niederrheinische Unterhaltungen

1789. IV. Jahrgang.

LANDES- UND STADT-BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Drittes Heft. März.

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

# I.

## Beleuchtung der Charakteristik der Feinen im Herzogthum Berg. a)

Von einem Freunde der Wahrheit.

Theils um dem uns schon so oft gemachten Vorwurf der Parteylichkeit in der Aufnahme oder Nichtaufnahme der uns — besonders von ungenannten Verfaßern — zugesandten Aufsätze vorzubeugen; theils aber, um auch Gelegenheit zu haben, uns einmal öffentlich gegen mehrere schiefe Beurtheilungen über oben erwähnte Charakteristik zu rechtfertigen, laßen wir nachstehende so genannte Beleuchtung hiemit wörtlich und



a) Man sehe No. 13 vom Monat November und einige folgende Nummern vom Monat December des vorigen Jahrs.

unverändert abdrucken — so wenig eigentliche Beleuchtung der Sache selbst, und hingegen so manches, das gar nicht dahin gehört, wir auch darin gefunden haben, und so wenig wir auch mit vielen Aeußerungen des Verfaßers Ursache haben, zufrieden zu seyn. Unsre Leser werden übrigens auch daraus sehen, wie sehr große Ursache der Verfaßer der erwähnten Charakteristik hatte, sich so sorgfältig gegen alle ungleiche Auslegungen und Andichtung böser Absichten zu verwahren, und mit vielem Recht er sich gleich Anfangs erklärte: „Er wisse es, daß er sich an einen sehr „ delikaten Gegenstand wage, bey dem man auch „ ganz wider Willen, selbst bey den bestgemeinten „ Absichten, dennoch sehr leicht anstoßen und misverstanden werden könne" die gegenwärtige sogenannte Beleuchtung ist ein neuer Beweis davon, und die so harte Vorwürfe von Intoleranz, Mangel der Liebe, Entfernung vom Geist Christi, die dem Verfaßer der Charakteristik so ganz ohne allen Beweis gemacht werden, bestätigen das aufs neue und zur Genüge, was eben dieser Verfaßer schon voraus und wohlbedächtlich von dem Noli me tangere, und von dem Eigendünkel einer selbstangemaßten Unverletzbarkeit eines großen Theils der Feinen gesagt hatte — Doch was wir weiter über diese Beleuchtung und zu deren Beantwortung zu sagen haben, werden wir grade an dem dahin gehörigen Ort in einigen nötigen Anmerkungen anbringen. Der Verfaßer nennt sich einen Freund der Warheit, und bloß von dieser werden wir uns auch in unsren Beantwortung leiten laßen.

Die Herausgeber.

Der

Der Verfasser der Characteristik der Feinen im Bergischen Lande liefert einen Beytrag, der sich zu unserm Zeitalter paßt, wo fast jeder seine Gedanken — über Religionsmeinungen und Begriffe entweder mündlich oder schriftlich äußert. — Und in so fern all dieses Für- und Widerschreiben und Reden endlich dazu dienlich seyn mag, daß die Menschheit der reinen Wahrheit (die so manchem redlichen Bekenner Verfolgung — ja gar den Tod zugezogen) immer näher gebracht — und dieselbe mehr und mehr erkannt werde, so zweifele auch nicht, daß obiges Stück nicht auch etwas dazu beytragen möge!

Frey von der Brust sagt der Verfasser seine Gesinnung gerade heraus, und scheint überzeugend zu glauben: Daß es Pflicht für Ihn sey, zum Besten der Bewohner des bergischen Landes, und Aufklärung derselben, diese Schilderung herausgeben zu müßen b). So lobenswürdig es



b) Weit deutlicher und bestimmter hat der Verfaßer der Charakteristik selbst (Seite 343 im November der Unterhaltungen) seine Absicht bey Bekanntmachung dieser Schilderung, so wie die Gründe, die dieselbe rechtfertigen, angegeben, wo er sich aber doch kein Wort von der gewissermaaßen nach Stolz schmeckenden Anmaaßung vermerken läßt, daß er dieselbe insbesonder und ausschließlich zum Besten und zur Aufklärung der Bewohner des Bergischen Landes herausgegeben habe.

nun in der That an der einen Seite ist, zum Besten seines Nebenmenschen würksam zu seyn, — da wahre Theilnehmung an dem gefahrvollen Gang unseres Nebenmenschen und Zurechtweisung jedes Irrenden uns des göttlichen Wohlwollens versichert, und wir alsdann im Lichte wandeln, so sehr ist zu befürchten, daß wir in der Finsterniß tappen, und unser Auge ein Schalk ist, wenn wir unsern Nebenmenschen lächerlich zu machen, und demselben dem Hohn und Spott der Welt bloß zu stellen suchen. c)

Nichts

c) Dem Verfaßer der Charakteristik kan doch wohl, ohne ihm das größte Unrecht anzuthun, dieser Vorwurf nicht gemacht werden. Man höre ihn selbst, Seite 345, wo er ausdrücklich sagt: „ Uebrigens soll das, was ich hier „ sagen werde, kein Ausfall, kein Spott, son„ dern eine getreue und ungeschminkte, aber eben „ darum auch offenherzige Darstellung deßen seyn, was „ ich bey einem vieljährigen Aufenthalt im Bergischen „ von den Personen, wovon hier die Rede ist, selbst „ gehört, gesehen und beobachtet habe “ Freylich berichtet er nun auch manche Thorheiten und lächerliche Grundsätze, z. B. das Urtheil eines Feinen über die Perüque seines Predigers, das Urtheil eines andern über den Vortrag der christlichen Sittenlehre und über den neuen Liederanhang u. dgl. Allein eben das gehörte doch nun einmal zur Charakterisirung und, wie er selbst sagt, zur treue offenherzigen Darstellung seines Gegenstandes. Der Verfaßer konnte doch auch das, was an sich lächerlich ist, bey einer getreuen und wahren Schilderung nicht als etwas tragisches vorstellen. Er redet auch davon mehr im Ton des Mitleids, als des Spottes. Er verschweigt dabey sorgfältig die Namen der Personen, und übrigens enthält er sich auch wohlbedächtig aller spöttischen ja selbst nur lustigen Bemerkungen, wozu er doch sonst Stof und Veranlaßung genug gehabt hätte.

Nichts als wahre Liebe soll und muß uns auffordern, wenn wir Gelegenheit — Beruf — Geschicklichkeit — mit Weisheit verpaart — haben und besitzen, unsern irrenden Bruder, oder Schwester zurecht zu weisen; Und diese Liebe muß so ganz pur — ohne Zumischung von Neid, Haß und schmäligen Absichten seyn; Und eben diese ist es, die ich in obgemeldter Characteristik zu sehr vermisse. d) Zwar hieß es Anfangs in derselben: man möchte die Benennung des Worts: Feine — nicht im verkehrten übeln Sinn aufnehmen; nichts schimpfliches solten dieselbe bedeuten; es sey nur als ein schickliches e) Wort



d) Ein gewiß sehr hartes Urtheil! aber worauf gründet sich dasselbe? vergeblich lesen wir weiter um den Beweis davon zu finden. Ist der Verfaßer, wie er sich selbst nennet, ein Freund der Warheit, so hätte er doch wenigstens irgend eine Stelle, irgend einen Ausdruck in der Charakteristik anzeigen sollen, woraus sich allenfals, auch nur mit einigem Schein der Warheit, ein so harter Vorwurf rechtfertigen ließe. — So aber geräth man in Versuchung, bey demjenigen selbst auf Mangel der Liebe zu schließen, der dieselbe so gradezu und so ganz ohne Grund, ohne Beweis davon zu führen, seinem Nebenmenschen abspricht, und ihm ohne weiters Neid, Haß und schmähliche Absichten andichtet.

e) Ey nicht doch, der Verfaßer der Charakteristik (den wir hinführo Kürze halber, so wie er sich unterzeichnet hat, Herr —e— nennen wollen) sagt vielmehr selbst Seite 345: Es sey eine nicht ganz schicklich gewählte Benennung, die er aber bloß, als einen nun einmal im Bergischen ziemlich allgemein recipirten Unterscheidungsnamen beybehalte. Auch bestimmt er so deutlich als möglich, in welchem Sinn er das Wort

dazu angebracht; nur das klang gut, und ließ mich hoffen: daß der Geist der Nachsicht, der Sanftmuth und der christlichen Duldung durchaus darinnen herrschen würde, aber es währte nicht lang, da ward ich in meiner Hoffnung getäuscht, und fand leider den Führer der Irrenden — von etwa einem Irrlicht verblendet, selbst aufm Abwege — da wurden aus den Feinen; Kopfhänger; Schwärmer; t) Leser — die um

Reli-

gebrauche, und was für NB. verschiedene und folglich mehrere Classen von Menschen er darunter verstehe. [Diese Anmerkung ist besonders um des Nachfolgenden willen nöthig.]

f) Das wäre dann also der Beweis des angeschuldigten Mangels der Liebe, des angeschuldigten Neides, Haßes und der schmählichen Absichten, der unterlaßenen Nachsicht, Sanftmuth und christlichen Duldung? Aber wie! kann dann der Verfaßer dieser Beleuchtung es leugnen, daß es unter den Feinen (nach der einmal von Hrn. — e — selbst angegebenen Bedeutung dieses Worts) allerdings viele Kopfhänger und Schwärmer giebt? Oder kan er darthun, daß Hr. — e — in der Schilderung derselben auch nur das mindeste Unwahre gesagt, oder auch nur das mindeste übertrieben habe? Oder wil er, wie würklich sein Ausdruck: Da wurden aus den Feinen: Kopfhänger, Schwärmer, u. s. w. schließen läßt, wil er Herrn — e — Schuld geben, als habe er alle Feinen für Kopfhänger und Schwärmer erklärt, so ist das doch eine offenbahre vorsätzliche Verdrehung, und eine Beschuldigung, wovon man fast auf jeder Seite der Charakteristik das Gegentheil lesen kan. (Bey den nun schon oben folgenden Worten muß dem Verfaßer der Beleuchtung etwas in der Feder geblieben seyn, denn es ist kein Zusammenhang darin, und man sieht gar nicht, worauf besonders die Worte: das Gespötte trieben — sich beziehen sollen.)

Religionskentniße — im Ernst sich wenig bekümmerten — das Gespötte trieben. — Zum deutlichen Beweise: g) daß der Verfasser dieser Characteristik des Geistes des Herrn Jesu in diesem Stück, wenig theilhaftig worden; und daß Er darinnen nicht so gesinnet sey, wie dieser sein Herr gesinnet war. Der duldete — trug jeden in Liebe — war sanftmütig und von Herzen demüthig — und wie Er seinen himmlischen Vater würken sahe, so würkte Er auch — dessen Wille war sein Wille, seine Speiß und Trank.



g) Aber noch einmal; wo ist dann dieser Beweis? Soll er wirklich in dem Vorangeführten liegen, daß nemlich Hr. —e— alle Feinen ohne Unterschied und insgesammt zu Kopfhängern und Schwärmern gemacht, so ist das doch eine ganz offenbar falsche Beschuldigung. Denn Seite 344 sagt er ja ganz ausdrücklich: „Unter den so genannten Feinen mögen, wie „ich nicht in Abrede stellen will, manche redliche fromme Christen seyn — auch gewiß viele Schwärmer, „auch manche Scheinheilige gefunden werden.“ Ferner sagt er Seite 346 „Es giebt deren (nemlich der „Feinen), sehr viel besondere, und sehr von einander unterschiedene Gattungen, selbst solche „die in ihren Grundsätzen nichts mit einander „gemein haben.“ Ist aber nun der angeführte Beweis eine offenbar falsche Beschuldigung, nun was soll man dann von der daraus hergeleiteten Schlußfolgerung halten, in welcher er dem Verfaßer der Charakteristik den Geist und den Sinn Jesu Christi so gradezu abspricht? Wenn uns der Hr. Verfaßer dieses Aufsatzes mit mehreren Beleuchtungen oder andern Beyträgen beehren will, so empfehlen wir ihm vor allen Dingen, daß er sich wenigstens etwas mehr mit den allerersten Regeln der Logik bekannt mache.

— jener sein himmlischer Vater ließ regnen und die Sonne aufgehen über Fromme und Gottlose. — Die offenbahreste Atheisten die Sadducäer belehrete Er mit aller Sanftmuth h) — und auf ihre vorgelegte Frage antwortete Er mit holder sanfter Stimme — und mitleidsvollem Blick: Ihr irret!!! Und wann seine Jünger einst Feuer vom Himmel über diejenige entbiethen wolten, die Ihn von den Grenzen zurück trieben, sprach Er mit ähnlicher holder Stimme: Wisset Ihr nicht; was Geistes Kinder Ihr seyd? Und wann Er Gleichnißweise vom Himmelreich spricht — und der Feind Unkraut heimlich unter den guten Saamen ausgestreuet hatte — welches — da es aufgieng — als Unkraut — offenbahr von den Seinen erkannt ward, wollte Er da das Ausgäten und Ausrotten gestatten? Nein, hieß es — laßt es ungekränkt — bis zur Erndte stehen. Duldete es sein himmlischer Vater? Er auch; i)

Da

h) Nach Zeit und Umständen auch wohl mit Ernst und Eifer. Man sehe unter andern z. B. Matthäi 23, v. 13 bis 33.

i) Freilich lehrte und übte Jesus die Toleranz gegen alle Irrende auf die musterhafteste Art. Aber nirgends lehrte er doch, daß man den Irrthum selbst gut heißen, oder auch nur dagegen gleichgültig seyn, oder denselben nicht einmal erwähnen sollte. Mit welchem Ernst und Eifer tadelte er selbst die mancherley Irrthümer der Pharisäer, und wie nachdrücklich warnte er seine Jünger und alle seine Zuhörer auch öffentlich davor! Und was hätte dann nun der Verfasser der Charakteristik gesagt und gethan, daß dieser Belehrung und dieser

Da sahe man das abgedruckte Bild seines Vaters, und daß Gott, sein Vater durchaus sichtbar in Ihm lebte — und Er mit demselben ganz zu ein und demselben Zweck würkte. — Nichts konnte Ihn mehr betrüben — als das hierarchische Wesen und Handeln der Pharisäer und Schriftgelehrten — die mit List und Gewalt es drauf anlegten, das Volk in dem thörigten Wahn zu erhalten: daß dieses und jenes glauben; dieß und jenes äußerlich gethanes Werk im Tempeldienst den Beyfall Gottes bewürkten;



Handlungsweise Christi entgegen wäre. Sagt nicht auch er Seite 343 ausdrücklich: „Mit Schonung, „Sanftmuth und duldsamer Nachsicht müßen also, „meiner Meinung nach — so wie alle Irrende, also „auch die Feinen behandelt werden. Es kann gar kein „Grund vorhanden seyn, warum sie — mögen auch „manche ihrer Meinungen und Grundsätze noch so „wenig auf den Leisten des eigentlichen Systems ihrer „Kirche paßen — von den Vorrechten einer christl. „Toleranz ausgeschloßen seyn sollten.“ Findet er nicht selbst grade in der in vorigen Zeiten vernachläßigten Toleranz mit einen Grund von der so starken Ausbreitung dieser Leute? Seite 342 daß aber Hr — e — um abermals mit seinen eigenen Worten zu reden, „dieser Leute ihrer Grundsätze und Meinungen, samt „deren Folgen und Würkungen Erwähnung thut, daß er das, was er darin für irrig und fehlerhaft erkennt, unverhohlen darstellt, das wird doch kein Vernünftiger für eine Verletzung dieser Toleranz erklären können, eben so wenig, als es von Christo eine Intoleranz war, daß er die Irrthümer der Pharisäer seiner Zeit öffentlich vor allem Volk rügte und in ihrer Blöße darstellte = O Logik, Logik!

daß — da Sie Abrahams Abkömmlinge seyen, Sie auch Lieblinge Gottes seyen. — Und zu Jerusalem seye die Stätte, da man anbeten müße. Wozu aber die Lehrer der Samariter einen sichern Berg ausersehen. — Aber wie ganz anders lehrte Jesus! Weder hie noch dort, sagt Er, sey der Ort; der Mensch selbst sey der Tempel, wann der göttliche sanftmuthsvolle Geist Ihn belebe, und Wahrheit darinnen throne. k)

Ferne aber sey es von mir, daß ich dadurch den so genannten öffentlichen Gottesdienst verwerfen sollte. Nein, der ist gut; der ist nach jetziger Verfassung unumgänglich nothwendig: Unwissende zu belehren, und den Weg zur Glückseligkeit zu zeigen; Dann wie elendig würde es um uns seyn, wann wir keine Führer, keine Lehrer hätten? da es doch ganz offenbar ist: daß wir mehr Fleisch als Geist auf die Welt bringen.

Wir sind also der göttlichen Fürsehung; für sothane öffentliche Anstalten, vielmehr allen herzlichen Dank schuldig.

Aber sobald man Glauben machen wil: daß der Mensch sein Heil und Seligkeit im Kirchen- und Abendmahlgehen suchen müße, und daß das Kir-

k) Wozu hier diese Verstellung? Soll das etwa ein geheimer Wink zur Vertheidigung der Separatisten seyn? Nun so scheint doch der Verfaßer selbst die Schwäche davon einzusehen, da er gleich darauf einlenkt: Ferne aber sey es, u. s. w.

Kirchengebäude, worinnen der so genannte Gottesdienst zu halten, der Ort der Anbetung l) sey, so ist es wider den Sinn Jesu, des Stifters der christlichen Religion, und besonders: wann Drohung und Zwang zur Vereinigung der Christen — das Mittel seyn sollen. m) Dann sind wir nicht eben deswegen Protestanten? daß wir ganz ungezwungen — von aller Hierarchie entfernt — unserm Gott ganz frey dienen sollen? Sagt nicht einer der Reformatoren — Luther: will dich jemand zum Abendmahl zwingen, so tritt du es lieber mit Füßen. n)

Das

l) Wenn der Verfaßer gesagt hätte: der einzige Ort der Anbetung, dann würden wir ihm vollkommen beipflichten. Noch nie hat das auch irgend ein vernünftiger protestantischer Prediger behauptet. Aber daraus nun wie die Separatisten schließen wollen: das Kirchengebäude ist gar nicht der Ort der Anbetung, und daraus nun die gänzliche Absonderung von Kirche und äußerem Gottesdienst rechtfertigen, oder gar das Kirchengehen an und vor sich selbst als etwas, das dem Sinn Christi entgegen wäre, vorstellen wollen, das heißt doch wohl nichts anders, als eine ganz offenbahre Warheit durch eine feine Verstümmelung ihres Vortrags zur Vertheidigung einer offenbar falschen Unwarheit misbrauchen.

m) Auch hier geben wir dem Verfaßer vollkommen Beifall; Aber wie gehört das hieher? der Hr. — e — hat doch wohl nichts weniger als Drohung und Zwangsmittel angepriesen oder gebilligt, im Gegentheil sie selbst mehr als einmal als unrecht und zweckwidrig verworfen.

n) Der gute Luther hätte dafür auch lieber etwas gescheuteres gesagt, wenigstens lieber sich etwas bescheidener ausgedrückt — Allein ihm auch völlig Recht gegeben, so hat doch Luther gewiß nicht den Separatismus

Das beste Mittel, die Zuhörer in den öffentlichen Kirchen zu erhalten, ist für den Prediger, daß Er im Gedächtniß halte: Jesum den Gekreutzigten, und stets auf Ihn schaue. — Daß Er seine Kenntniß, die Er durch fleißiges Nachdenken, Forschen — in Liebe und Sanftmuth mittheile, und in Lehr, Leben und Wandel mit allem Eifer trachte: Jesu Christo ähnlich zu werden; Nicht seine Ehre, sondern wie Jesus, die Ehre Gottes in Allwege zu suchen. O wie wird die Menge der Zuhörer sich alsdann zu Ihm drängen! wann Sie das Bild Jesu in Lehr und Wandel an Ihm erblicken werden, und wann es dann auch geschiehet, daß sich Einige von Ihm entfernen, so betrage er sich, wie es Jesus thäte — Wollt Ihr auch hingehen? fragte er in ähnlichem Fall, wehmuthsvoll, die Uebrige. Und wie himmlisch erquickend mußte es nicht für Ihn seyn, da Petrus in aller Namen Ihm antwortete: Herr! wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des Lebens.

Aber es ist leider zu befürchten: daß der Prediger selbst Schuld daran sey, daß so Manche Ihm aus der Kirche wegbleiben, o) wann Er

nemlich

vertheidigen wollen: Es ist freylich unrecht, ja abscheulich, jemand zum Abendmahl zwingen wollen — aber es ist auch unrecht und dem Befehl so wie der Absicht des Stifters zuwider, sich vorsäzlich vom Abendmahl zurück halten.

o) Auch hier pflichten wir dem Verfaßer bey: freylich sind leider manche Prediger selbst Schuld an der ge-

nemlich die ächte Lehre verworren vorträgt, und daher dessen Bild aus den Augen setzt: Wenn er bey jeder Naturbegebenheit, dem Donner, Blitz, ungewöhnlicher Kälte und dergleichen, dem Zuhörer — den Zorn Gottes — verkündiget; p) Zum Beweiß — daß Er die Natur und deren Würkungen wenig kennt und durchforscht habe, sonst müßte er mit dem Dichter des Liedes 220 V. 3 — Bergischen Gesangbuchs, in Lob ausrufen:

So oft ich athme, und den Hauch
Der Lüften fühle, fühl ich auch,
Gott! deine große Güte.
Wind, Waßer, Feuer, Schnee und Eis
Sind deines Wohlthuns lauter Preiß
Und rühren mein Gemüthe.

Ferner scheucht der Prediger die Zuhörer hinweg, wann Er mit Scholastischen Spitzfindigkeiten — allenfalls nach Lampens System — mit der Klotz Theologie — wie der seel. Prediger Hencke in Duisberg sie nannte — den Kopf der Zuhörer anzufüllen sich nur bemühet, q) und dadurch an den Tag legt: daß er die Glückseligkeitslehre seines Meisters, des Herrn Jesu und dessen Gesinnungen aus den Augen verlohren; Dessen

ringen Zahl ihrer Zuhörer. Aber gewiß läst sich das doch nicht von allen denen sagen, in deren Gemeinen sich Separatisten befinden.

p) Wir bedauren freylich den Prediger, und auch seine Gemeine, der solche unbiblische und zugleich solche der Natur zuwider laufende Vorstellungen vorträgt. Denn wenn die hierangeführte Naturbegebenheiten unmittelbare Strafgerichte seyn sollen, so treffen diese ja den Unschuldigen, den Frommen eben so gut als den Schuldigen und Gottlosen — Aber wie viel sind dann wohl dergleichen unverständige Prediger?

q) Leider wahr genug, aber auch das gilt gewiß doch nicht von allen, auch nicht einmal von der größten Anzahl der Prediger im Bergischen — Und auch dies ist nur eine sehr seichte Vertheidigung der Separatisten.

Dessen Vortrag und Lehre waren nur: Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten; Eine neue Lehre gebe ich euch, sagte Er, (denn sie war durch Menschensatzungen verdunkelt und schier verlohren) daß Ihr euch unter einander liebet; Also: liebe Gott, liebe deinen Nächsten, war das einzige Symbolum, das Jesus gab.

Ist es dann wohl zu bewundern, daß bey dergleichen Umständen sich Viele entzogen und sich absonderten? Ist es nicht auch glaublich, daß Solche zu Hause und bey ihren Zusammenkünften, durch Nachdenken im Stillen, durch Forschen in den Schriften Alten und Neuen Testaments; forth: ernstliche Beobachtungen und Studieren in dem großen allgemeinen Buche der Natur, mehr Licht und Wahrheit entdeckten, und mehr Nahrung dabey fanden, als beym Kirchengehen? Und die Wahrheit zu sagen, muß ich bekennen: daß unter dieser Art Feinen, sich viele edele, warme, ächte Christen, wie ich glaube, befinden. Daß aber auch darunter viel Unkraut — Heuchler — Scheinchristen sich mit eingenistet haben mag, will ich nicht in Abrede stellen — Gabs doch unter den Zwölfen bereits einer! und der Verfaßer der Charakteristik muß diese Art auch nicht genau kennen, sonsten würde Er den rechtschaffenen Mann .... zu .... wegen seiner angeblichen Offenbarung so nicht zum Schau dargestellet haben; denn oft habe ich bemerkt, daß dasjenige, was der Verfaßer vielleicht Licht der Vernunft nennt — jene der unmittelbaren Einleuchtung Gottes zuschreiben. Ob ich nun durch das Licht der Vernunft oder durch unmittelbare Einleuchtung zur Einsicht und mehreren Kenntnißen gelange, ist ja einerley; wann ich nur gebeßert und zur Liebe Gottes und des Nächsten dadurch gedrungen werde. r)

Nur

r) Bey weitem nicht einerley. In Kenntnißen, die ein

Nur alsdann ist der Glaube an unmittelbare Eingebung bedenklich und selbst gefährlich, wann man damit gleichsam krämert, oder zu Markt gehet, s) um damit groß zu thun — dann fürchte ich, hat man seinen Lohn dahin; und allerhand schwärmerische Auftritte könnten dadurch veranlaßt werden, indem Einbildung und Phantastereyen für göttliche Eingebungen geltend gemacht werden dörften. Indeßen wäre es dem Sinn und Geiste Jesu Christi viel entsprechender gewesen, wann man das Schiefe und Unrichtige derselben — in Liebe und Sanftmuth gerügt und widerlegt hätte; t) Schlechterdings aber alle unmittelbare Ein-

Mensch durch eigenes Nachdenken durch das Licht der Vernunft erlangt, kann er irren; so bald er sie aber für unmittelbare Eingebungen ausgiebt, giebt er sie auch zugleich für unfehlbar für untrüglich aus. Und hier ist ja auch nicht die Rede von Einsichten von Kenntnißen, sondern von dem Ausgang einer Predigerwahl, welchen der quästionirte Prediger durch den gewöhnlichen Weg, durch das Gerücht, mit ziemlicher Zuverläßigkeit voraus vermuthen konnte, und nun nachher, da diese Vermuthung eintraf, dieselbe für eine göttliche Offenbarung ausgab.

s) Und war das denn hier nicht würklich der Fall? In seinem ersten Brief gab der Prediger nur einen entfernten Wink davon, den Ausgang der Wahl sey ihm nicht unerwartet gewesen. Jedermann hätte ihm das auch auf sein Wort geglaubt. Aber schwerlich wäre jemand auf den Gedanken gerathen, dieses einer göttlichen Eingebung zuzuschreiben. Aber doch war ihm selbst daran gelegen, daß es so sollte ausgelegt werden, denn warum fand er es sonst nöthig einen Monat später in seinem zweyten Brief, gradezu und ohne alle Einschränkung zu erklären, er habe von Seiten seines Herrn eine genugsame Anweisung empfangen ꝛc. Was hieße das anders, als mit einer vorgegebenen göttlichen Eingebung krämern?

t) Grade nicht mehr und nicht weniger als dieses ist es ja auch, was nach unserm Gefühl der Verfaßer der Charakteristik gethan hat. Man lese nochmals sein Urtheil darüber am Ende der Charakteristik.

Einleuchtung leugnen zu wollen, geht aber auch, nach meiner geringen Einsicht zu weit; dann wie darf und kan der Endliche des Unendlichen — Würkungen — bestimmen und denenselben Maaß und Ziel setzen?

Der Vorgang des Schulmeisters ist — in Betreff des — Gros der Unfeiner gewiß eine Kleinigkeit — wann dies das einzige Beyspiel ist, daß Er, der Verfasser auftreiben konnte.

Er heyrathete ja die Wittib, und lebt mit derselben vergnügt u) Kann aber der Verfasser darthun: daß Derselbe nachher noch ausser der Ehe liederlich gelebt, so ist der mit Recht: ein grober sinnlicher und gar kein feiner Mensch zu nennen.

Und wie ein Kind durch Fallen und Aufstehen, gemeiniglich das Gheen lernt, so auch ein Erwachsener — durch Fehltritte klüger und vorsichtiger mannigmahl gemacht wird.

Endlich so habe der sonst kluge Verfasser mit mir noch ein wenig Gedult! x) Die Zeit des Schüttelns, Rüttelns, und Sifftens scheint nahe bey zu seyn, wo der Heuchler unter Feinen und Unfeinen Orthodoxen und Hetorthodoxen ganz entlarvet bloß gestellt werden dürfte, und reine Wahrheit siegen wird. Ich bin . . . . . .

u) Der Verfaßer der Beleuchtung hat die ganze Absicht, aus der des Vergehens des Schulmeisters Erwähnung gethan wird, ohngeachtet dieselbe deutlich genug angezeigt ist, ganz verkannt; sie war ja nicht, um das Vergehen des Schulmeisters zu rügen, sondern um durch Mittheilung des darüber geschriebenen Briefs zu zeigen, wie ungereimt manche Kopfhänger urtheilen, da sie die würkliche Sünden ihrer Mitbrüder nicht nur als Kleinigkeiten, sondern selbst wohl gar als Beförderungsmittel ihres Gnadenstandes rühmen, da sie hingegen die würkliche Tugenden andrer Christen für glänzende Laster ausschreyen.

x) Recht sehr gern zumal wenn er uns versprechen will, künftig ein wenig mehr Logik zu lernen — Uebrigens ist uns der Schluß der ganzen Beleuchtung zu mysteriös, um darüber nur ein Wort sagen zu können.

## 2.

## Herr und Frau Hastings.

(Aus der Frau von la Roche Reise durch Holland und England, vom Jahr 1787.)

Der Name Hasting ist schon seit geraumer Zeit so oft in den öffentlichen Zeitungen vorgekommen, daß der Mann, der diesen Namen trägt, schon dadurch nicht minder als durch seinen berüchtigten Proceß ein Gegenstand der öffentlichen und fast allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist. Wir dürfen daher glauben, daß eine etwas genauere und zuverläßige Schilderung dieses Mannes — zumal von der Feder einer so berühmten und fürtreflichen Schriftstellerin, als Frau von la Roche — unsern Lesern angenehm seyn, und — nach unsrer Theilnehmung bey Durchlesung dieser Schilderung zu urtheilen — eine nicht geringe Unterhaltung verschaffen wird.

D. H.

. . . . Nun eilte ich nach Hause, um den Besuch der Madame Hastings nicht zu versäumen. Ich wußte, daß ich eine außerordentliche Frau sehen würde, und fand Züge einer feinen Schönheit, einer vortreflichen Gestalt; Anstand in allen Bewegungen; Güte, Bescheidenheit und viel Verstand; sie spricht das Englische mit Anmuth, Leichtigkeit, und das Deutsche

noch so, daß man erstaunt; wobey sie auch Persisch, Indisch und Französisch spricht. Sie bezeigte sich wie eine jüngere Freundin, welche eine ältere Bekannte nach langer Abwesenheit wieder fand, und sich freut, mit Achtung und Theilnahme an ihrem sonderbaren Schicksal aufgenommen zu werden. Diese Frau verdient immer Liebe; verdient sie noch neben der Hochschätzung für ihren feinen Verstand. Sie urtheilte sehr richtig und scharfsinnig über die Emaillegemählde des Herrn Hurter, und hat im Sinn, zu einer neuen Mode Anlaß zu geben, um die Portraits der Männer in der Gürtelschnalle zu tragen. Sie sprach von ihrem Gemahl mit dankvoller Liebe und Verehrung, und beantwortete alle unsere Fragen mit Freymüthigkeit und Klugheit. Sie bat mich zu einer Familiensuppe auf morgen Mittag, da sie und Herr Hastings, allein um mich zu sehen, von ihrem Landguth in die Stadt gekommen wären. . . .

Sie wohnen auf St. James Place, und die Hauptzimmer haben die Aussicht auf Hyde Park; welches ich als ein Glück achtete, und auch selbst von Madame Hastings dafür gehalten wird, indem sie die schöne Natur und ruhige Stille liebt. — Ich hatte eine äußerst angenehme Unterredung mit ihr, und fand, daß sie des Ruhms der Bescheidenheit und Herzensgüte, welchen sie bey

allen

allen ihren Bekannten hat, völlig würdig ist. — Der Anstand, mit welchem sie sich beträgt, zeigt noch, daß sie gewiß die Stelle einer Vicekönigin mit Würde und Anmuth erfüllte. Sie ist nun 41 Jahre alt; noch schön, und hat einen großen, angenehmen Verstand. — Ich bemerkte auch in diesem Hause die ungewöhnliche Sorgsamkeit, welche man für Hausgeräthe und Bilder hat, wenn man auf das Land zieht: alle Rahmen sind mit Papier und Tuch umwickelt, und alles wohl verwahrt; ich sah also nur Weniges von dem Ostindischen Glanz, aber desto mehr von dem Geist eines großen Mannes.

Herr Hastings ist mittler Größe, und hat eine der edelsten männlichen Physiognomien, die ich je sah: — Ein großes blaues Auge, voll Feuer, Scharfsinn und Freundlichkeit; einen eigenen, für das Große gebildeten Geist: denn solche Richtigkeit der Ideen; die Kürze und Zierlichkeit des Ausdrucks; die feinen Bemerkungen, und die Stärke des Geistes, mit so viel Anmuth verbunden, sah ich noch nie. — Der Mann, der, als Generalgouverneur von Ostindien, zwanzig Millionen Menschen unter seinen Befehlen hatte, zeigte uns mit der stolzlosesten Gefälligkeit und Leutseligkeit die Bilder, welche er von Städten und Gegenden; von Vestungen, Tempeln und Palästen in Indien mahlen ließ. Er hat Grund-

risse, nach allen Theilen, von einem schon Jahrhunderte stehenden großen Indianischen Tempel mitgebracht, in welchem die Gothische und Griechische Bauart vereint mit unendlicher Arbeit und Schönheit sich zeigen. Als mein einsichtsvoller Reisegefährte seine Bewunderung darüber äußerte, sagte Herr Hastings: „Sie sehen, wie „ungerecht wir Europäer urtheilen, wenn wir „diese Menschen für unwissende Barbaren hal„ten: glauben Sie, daß es sehr gute, schätzbare „Völker sind.“

Herrlich war das Bild eines Indianischen Pallastes am Ganges: denn was für ein großer Gedanke liegt in einem auf viele hundert Säulen gestützten Saal, dessen Theile lauter miteinander verbundene Vier- und Achtecke sind, welche oben mit einem Altan endigen, von dem man eine außerordentliche Aussicht genießt. Dieses prächtige Gebäude steht auf der Spitze einer Halbinsel, welche der Ganges auf zwey Seiten umfließt. — Vielleicht gibt es da Wälder von Banian, von welchem Baum Hastings erzählte: daß er erst stark zwölf Schuh in die Höhe wächst; dann seine Aeste umbiegt, bis sie in einer schönen Krümmung die Erde berühren, wo sie Wurzel fassen, aus deren Stamm sich wieder die Aeste umbiegen, und einwurzeln, wodurch so ein Stamm einen Wald von einer Viertelstunde her-

vor-

vorbringt. — Es sind Zeichnungen von herrlichen Gegenden da; die Thibetischen Gebirge nehmen sich prächtig aus, ob sie schon auch zum Theil ewiges Eis tragen, wie der Mont blanc in Savoyen.

Traurig war mir die Antwort auf die Nachfrage wegen der Gewohnheit des Verbrennens der Weiber nach dem Tode der Männer. — Sie herrscht noch diese Gewohnheit, und zwar mit aller Macht des Vorurtheils; denn sie liegt gar nicht in den Grundsätzen ihrer Religion, so wenig, als das Verbrennen der unglücklichen Gefangenen der Inquisition in den Lehrsätzen Christi liegt. Stolz bringt die Indianerin zum Feuertod, weil eine Frau, die ihren Mann überlebt, die Sklavin der Unterweiber, und von allen ihren und ihres Mannes Verwandten mit der größten Verachtung angesehen wird: — Die Haare werden ihr abgeschoren; sie muß die allerniedrigsten Dienste in dem Hause thun, und wird daneben immer mit Vorwürfen des Mangels der Ehre und des Muths gemartert. Hingegen erhält sie auf der andern Seite die Hofnung, daß sie in der andern Welt als eine Halbgöttin aufgenommen, zu den Helden gezählt wird, und ihr Mann ihr ewig dankbar seyn muß; so wie auch beyde Familien durch sie geehrt und gleichsam geadelt werden. — Es soll auch gewiß seyn, daß die

Priester sich alle der Kleinodien, der gold- und silbernen Geschenke bemächtigen, welche das arme Schlachtopfer des Wahns auf den Scheiterhaufen bringt.

Ich habe noch keinen Europäer gesehen, welchen nicht die Erzählung dieser Gewohnheit geschauert hätte; und doch wenn wir um uns sehen, so hat die Macht des Vorurtheils auch Jahrhunderte hindurch eben so viel gethan: — Man verbrannte arme alte Weiber wegen einer kranken Kuh, so wie in Indien die junge Frau sich, wegen des todten Mannes, der oft sie, und sie ihn nicht liebte, verbrennen muß. — Was that nicht der blinde Religionseifer der Inquisition? was thut er noch? — Arme Indianer! arme Europäer! — Ich muß mich wegwenden von diesen Gedanken: sie trüben meine Tage, ohne sie durch andre aufzuheitern. —

Herr Hastings erhielt einmal den Beweis der Stärke dieser Vorurtheile: Er nahm eine Indianerin in seinen Pallast, und suchte ihr mit allen Beweggründen der Vernunft und des Gefühls ihren Vorsatz auszureden; aber sie hielt ihren Finger in das Wachslicht — so daß ihm anfieng zu grauen, und er ihr die Thür öfnete, mit dem Bedeuten: sie möge mit sich thun, was sie wolle. — Lag nicht immer eben so die wohl-

thätige

thätige Lehre der Religion Christi vor den Augen der Religionseiferer? — Und wurde sie befolgt? —

Ich wünschte die Geschichte der Frau Hastings während ihres Aufenthalts zu Benares so erzählen zu können, wie diese Frau selbst, mit dem Geist der Liebe und Verehrung für ihren Gatten, sie erzählte.

Da nemlich Herr Hastings zwanzig Tage lang sich, in der äußersten Gefahr, gegen den Scheik Zim mit aller Klugheit und Unerschrockenheit verwahrte, und nur suchte, die Indianer aufzumuntern; sie aber in Benares war, und nichts von ihm hörte; dabey aber den weisen Muth hatte, Heiterkeit zu zeigen; Gesellschaft zu geben, und zu thun, als ob sie die besten Nachrichten habe, ob sie schon nichts anders wußte, als daß so viele enthauptete Körper den Ganges hinunter getrieben wären, und befürchten könnte, daß dieses eben sowohl das Schicksal ihres Mannes und seiner Freunde seyn würde: weßwegen sie die Nächte mit Thränen und Bethen zubrachte, den Tag über aber ruhig und sicher gegen die größten Feinde der Engländer sich bezeugte: so brachte ihr endlich, zu ihrer entzückenden Freude, ein treuer Indianer ein in einem Taubenkiel in seine Nase gestecktes Zettelchen mit guten Nachrichten

von ihrem Gemahl; denn alle vorigen Bothen waren aufgefangen und getödtet worden. —

Herr Hastings versicherte, daß man die Erhaltung von Benares ganz allein dieser Herzhaftigkeit und Klugheit seiner geliebten Frau zu danken habe.

Deutschland erzählt tausend Sachen; — aber gewiß ist diese Frau des Glücks, welches sie genießt, und welches sie mit tausendfachem Kummer erworben hat, würdig. — Ich befragte sie um viele Geschichten; auch wegen der in das Meer geschütteten Perlenschnur, welche sie bey dem Händewaschen in dem Waschbecken gelassen hatte. Sie lächelte und sagte: „Nein ich war auf der „sechs Monat langen Reise nicht so thöricht, „mit Handschnüren von Perlen auf dem Schiffe „herumzugehen: — Aber ich und meine Freundin wollten unsere Perlen waschen, weil Salzwasser sie am schönsten macht; ich vergaß bey „dem lezten Wasser eine Schnur herauszunehmen, welche wirklich mit dem Wasser in die „See gegossen wurde. Der junge Mensch war „freylich ängstlich vor einer Strafe; aber ich „müßte sehr ungerecht gewesen seyn, wenn ich „meine Nachläßigkeit an ihm gerächt hätte, da „ich ihm befohlen, das Waschbecken auszuleeren.

„ren " — Sie hat die zwey Indianer noch in Diensten; aber die vier Mägde, welche sie mitbrachte, konnte sie nicht behalten, weil sie keine andre Arbeit, als die in Indien, thun, und eben so leben wollten, wie dort; um welcher Lebensart willen die dortigen Vornehmen so viele Hausbedienten haben müßen, damit die Arbeit geschieht, indem die Hitze eine solche Trägheit in die Glieder gießt, daß Jedes nur Eine Sache vornimmt, und wenn diese geschehen ist, sich den ganzen Tag zu Bette legt — wie Frau Hastings sagt, daß sie es selbst auch thun mußte, und nur manchmal aufstand, frisches weißes Zeug zu nehmen, und neue Matratzen auflegen zu lassen. Wenn aber die Sonne untergegangen ist, so kommt Gesellschaft, und man bringt die Abende wie in London mit Theetrinken, Spiel, Tanz und Unterredungen zu; man nimmt Punsch und Gefrornes, bis man gegen Morgen in den Pallanquins wieder nach Hause getragen wird.

Hier in London leben sie eingezogen, weil es Herrn Hastings so wie allen Leuten geht, welche lange in Ostindien lebten: sie leiden von der feuchten und kühlen Luft sehr viele gichtische Zufälle; sie mögen also in Gesellschaft seyn, wo sie wollen, so gehen sie um zehen Uhr nach Hause: lesen oder reden noch eine Stunde, und gehen dann zur Ruhe; sind aber auch, gegen Englische

Gewohnheit, Morgens um sieben Uhr schon wieder aufgestanden. — Er liebt seine Frau unaussprechlich, so wie er auch den König liebt, und die Königin verehrt.

Es fragte ihn jemand:
Denken Sie nicht, daß England einmal Indien verlieren könnte, wie es Amerika verlor?

„Ja, antwortete er, auf eben die Art, durch „Leute im Parlament, welche Amerika verloren; durch nichts anders."

Bey der Unterredung über das Verbrennen der Indianischen Weiber nach dem Tode des Mannes, und der Bemerkung meines Abscheus, sagte er: „Man soll auf die Wirkung des Enthusiasmus aller Zeiten, und dessen Verleitungen sehen; auch beobachten, wie verschieden eine Sache, die mit Gepränge und Umständen vorgehe — und wie eine einfache schöne That wirke; wie die von der Römerin Arria, welche, da ihr Mann zum Tode verurtheilt wird, den Dolch sich in das Herz stößt; ihn wieder herauszieht, ihrem Gemahl giebt, und sagt: Pete, non dolet! — Diese sanfte Simplicität wird durch alle Zeitalter hindurch schön bleiben, wird edle Seelen rühren und anziehen; da hingegen

„das

„das Opfer der Indianischen Weiber empört.“ Ich sagte: daß ich von der hohen Schönheit der That der Arria überzeugt sey; aber doch vermuthete, daß da wenige Menschen leben, welche nicht den Schmerz des Brennens kennen, dieses Gefühl auch den Schauer vor dem Tode der Indianerinnen vermehren müßte. — Ich wurde aber durch das schöne Bild der Königin Eleonore von England bestritten, welche das tödliche Gift aus der Wunde ihres Gemahls saugte; — und durch den Vergleich einer Frau, die, aus irgend einer heftigen Leidenschaft, ihr Leben durch Gift endigte; — denn hier sey die Todesart gleich; aber der Beweggrund bestimme den Werth des Schönen und Rührenden für die Erste, und gebe der Zweiten ein mit Widerwillen vermengtes Mitleiden. —

Des Herrn Hastings denkendes und so sehr freundliches Auge zeigt viel Verbindliches, wenn er einen Gedanken hört, der ihm gefällt; und er selbst macht dann, mit der edelsten Art, sehr feine Bemerkungen; sagt nie etwas Zweideutiges, nie etwas Rauhes, nicht einmal gegen seine Feinde: — denn schön, einfach und groß war alles, was er über Burks Werk: Ueber das Schöne und Erhabene — sagte. — Ich bath ihn, die Sammlung der Gemählde und Zeichnungen, welche er in Indien machen ließ, mit

einigen

einigen Noten bekannt zu machen, und sie einem guten jungen Künstler, nicht dem schon so reichen Alderman Boydell, zu geben. . . . .

Diesen Morgen nach Beaumont Lodge zu Gouverneur Hastings. Einen lieben Weg, zwischen den schönsten Dörfern und Landhäusern an den krümmenden Ufern der Themse. Ich werde unauslöschlich den sanften Eindruck behalten, welchen die ruhige einfache Schönheit der meisten dieser Landhäuser und offen liegenden Gärten auf mich machte. Der Weg windet sich unmerklich in die Höhe; da sieht man nun den herrlichen Fluß mit Schwanen belebt, und sein gewundenes Bett, mit tausendfachen Anpflanzungen eingefaßt, das fruchtbare Thal durchschimmern. Ich sahe Landleute arbeiten; Familien mit lieben muntern Kindern auf dem vor dem Hause verbreiteten Rasen spazieren gehen, wie Englische Kupferstiche sie uns so lieblich und traulig zeigen. Gegen das Haus Beaumont Lodge erhebt sich ein breiter Hügel; der Weg geht sanft, sich zwei Mahl durchschneidend, zwischen schönen Grasplätzen, die wie verbreitet Teppiche von dem Hause herab an dem Abhange des Hügels liegen, zu dem ganz alt Englischen, zwischen hohen Bäumen stehenden Beaumont Lodge, wo wir sehr willkommen, ein für die Herrschaft und Gäste vollkommen geräumiges, niedliches Haus fanden.

Das

Das Visitenzimmer ist sehr groß, sehr prächtig und geschmackvoll meublirt: ein schöner Indischer Fußteppich und ein Clavier zieren dasselbe. Auf dem Erker, welcher durch eine Art von Thurm entsteht, ist eine herrliche Aussicht auf Windsor und den ganzen Umfang des Parks, der hin und wieder von der Themse und London durchschnitten wird. Der Abglanz der rosenfarbig und weißschimmernden grosdetournen Vorhänge, mit meergrünen durchbrochenen Borten und Fransen besezt, und der Widerschein des vielfachen Grün der außenstehenden Bäume gibt dem Zimmer ein äußerst angenehmes Licht. Ein feiner Rosengeruch von der in Indien verfertigten Rosenessenz duftete im ganzen Hause, sogar außen in einem Gange des Gartens.

Wir verlebten hier einen höchst angenehmen Tag in der Gesellschaft dieser durch das Schicksal so merkwürdigen Menschen: Er, mit dem einfachen Wesen der wahren Philosophie und erfahrnen Weisheit; sie, mit der freundlichen Bescheidenheit, welche immer einen dankbaren Blick auf die Vergangenheit zurückwirft. — Aufrichtig, ohne Verhehlung beantwortete sie alle meine Fragen über ihre Erziehung und Schicksale, so wie er die von meiner Gesellschaft mit Geist. — Ich bemerkte noch mehr, als das erste Mahl, daß dieser Mann die zwey vortreflichen Eigenschaften

des

des Verstandes und der Sprache vereint besizt; Kürze und Feinheit des Ausdrucks, und nie eine Sylbe zu viel; nie eine zu wenig — immer den edelsten Ton und Form der Ideen findet.

Ich wünsche sehr, daß mein Verlangen erfüllt werde, und Hastings seine Erinnerungen von Indien, und seine Bemerkungen über Europa schriebe. Der Genius der Regierungskunst und Weltweisheit selbst würde sie mit Nutzen und Vergnügen lesen; und wenn die menschenfreundliche Wahrheit das Leben seiner Frau schriebe, so würde man über die Bosheit und Falschheit staunen, mit welcher es bisher erzählt wurde.

Nie werde ich den Spaziergang im Park von Beaumont Lodge vergessen, wo ich, an dem Arm der schönen seltenen Frau, mit der herrlichsten Aussicht auf einen der fruchtbarsten Theile der Erde zugieng, und in meinem Gespräch mit ihr die schönsten Bewegungen einer freymüthigen Seele erblickte, die so dankbar gegen den Himmel, und so gut gegen Menschen gesinnt ist, daß ich ungerecht wäre, wenn ich es verschweige, und ihr nicht meine aufrichtige Achtung bezeigte.

Ich sah in diesem Park eine schöne graue Kuh aus Thibet, mit ihren zwey Jungen, und noch mehrere Ostindische Thiere.

Unver-

Unvermerkt kamen wir, allmählich steigend, auf die Höhe, von welcher man unter dem Schatten hoher Buchen und Eichen eine unabsehbare Aussicht genießt; die Thürme von Westmünster erblickt; Windsor zur Seite ganz vor sich hat, und dem Lauf der Themse, an hundert Dörfern und Landhäusern vorbey, nachfolgen kann. — Wie schön, wie wohlthätig ist hier die Natur! Wie emsig der arme, wie geschmackvoll der reiche Bewohner dieses über alle Beschreibung herrlichen Stück Landes! — Dieser große Bezirk zeigt Hrn. Hastings noch ein Schattenbild des Gebieths, welches er in Ostindien beherrschte; er sagte auch: daß er Alles wie sein Eigenthum betrachte, und sich freue, daß sein Landhaus gerade die Lage habe, von welcher er alles übersehen könne.

Es däuchte mir in meinem eigenen Schicksal ein artiger Zug zu seyn, daß ich, an der Seite des Gouverneurs von Ostindien, Thiere dieses Landes sah, und in einem Ostindischen Zeug gewickelt war, der viel höher als Seide geschäzt wird; viel leichter ist, und auch viel wärmer hält.

Madame Hastings band mir, ehe wir in den Garten gingen, einen Schoal um, weil sie meinen Mantel für zu dünne hielt. Ich nahm es an, weil man immer von einer Freundin einen Mantel lehnt: aber als ich ihn ablegen wollte,

sagte

sagte sie mit der artigsten und anständigsten Miene: ich möchte ihn zum Andenken der Gouvernantin von Ostindien mit nach Deutschland nehmen. —

Sie sprach mit vielem Verstand von ihrem Aufenthalt in Indien; von den Sitten der Bewohner; von denen in England. — Sie vertraute mir Geschenke an für ihre Mutter; unter andern eine goldene Uhr, für welche sie nicht sogleich ein Futteral hatte, und also das von ihrer mit Orientalischen Perlen besezten Uhr nahm, wobey ich dann ihren Perlenschmuck zu sehen bekam. Man muß diesen Schatz selbst gesehen haben, wenn man einen Begrif davon haben will; aber schöner, als dieser Schmuck, war der Zug ihres Charakters.

Als ich nach einem mit großen Perlen umfaßten Portrait fragte, sagte sie: „Es ist die „Mademoiselle von Schwellenberg" Ich weiß nicht, ob ich Etwas sagte; aber ich betrachtete das Gemählde um so genauer, und Frau Hastings fuhr fort: „Ich werde nie vergessen, daß „Miß Schwellenberg meine Wohlthäterin war, „und mir bey meiner Abreise nach Ostindien „Kleider und weißes Zeug schenkte."

(Der Beschluß nächstens)

# 3.

## Herr und Frau Hastings.

(Aus der Frau von la Roche Reise durch Holland und England, vom Jahr 1787.)
(Beschluß.)

Dieses freymüthige Geständniß ihrer ehemaligen Armuth, und diese dankbare Erinnerung der erhaltenen Wohlthat, war mir eine eben so schätzbare moralische Erscheinung, als die Größe und die Menge ihrer Perlen ein merkwürdiger Anblick von der physischen Welt seyn konnten. —

Man fragte Herrn Hastings: Ob er Kinder von ihr habe? — „O! fiel er ein, ich wäre zu „glücklich, wenn ich Kinder von dieser Frau „hätte!" — Im Fortgang des Gesprächs wollte er, daß ich das Bild sehen solle, welches er von einer Gegend des Ganges mahlen ließ, um das Andenken ihrer ihm bewiesenen Liebe damit auch bey andern zu erhalten. —

Da Frau Hastings von der Hitze des Sommers oft krank wurde, so wohnte sie in den heißen Monathen auf dem Wasser; hatte mehrere Schiffe um sich, und war sie einer Gegend müde, so fuhr sie den Fluß auf- oder abwärts,

wo sie sich dann wieder vor Anker legte. Als sie einst vier hundert Englische Meilen von Calcuta entfernt war, schwoll der Fluß durch das Schmelzen des Schnees in den Thibetischen Gebirgen so sehr an, daß sie an das Land mußte. Aber kaum war sie einige Tage da, als sie dem Officier von ihrer Wache sagte; „Sie fühle so „ viel Unruhe in sich, und glaube, Herr Hastings „ sey krank; sie möchte zu ihm reisen." — Es ist unmöglich, antwortete er: wir haben keinen Elephanten da, Sie zu tragen; und zu Wasser ist, wegen der Höhe des Flusses, Lebensgefahr. — „Das macht nichts, sagt sie. Bestellen Sie „ zwey kleine Schiffe für sich und mich, und sagen „ Sie keiner Seele etwas davon: morgen vor Au„ bruch des Tages will ich weg." — Sie that es, und kam, zum Staunen der ganzen Stadt, glücklich an; geht in den Pallast des Gouverneurs fragt, und hört, daß er gefährlich krank sey. — „Sagte ich es nicht!" sprach sie zum Officier. — Hastings, der matt schlummerte, bemerkte doch eine sonderbare Bewegung unter den Leuten, die um sein Bette waren, und fragt endlich, was es bedeute: man sagt ihm, seine Frau sey da! Er staunt; Sie fällt um seinen Hals, und seine Freude bewirkt eine Krise, welche sein Leben rettet! — Nun erzählte der Officier, was sie that, und wie der Einsiedler auf dem Felsen im Ganges, aus Angst für ihre zwey

arme

arme Schiffchen, betete und sie segnete, indem sonst in dieser Witterung immer Alles zu Grunde gehe. Hastings dankbare Liebe ließ diese Felsen, die Schiffchen, und den jammernden Einsiedler mahlen. —

Auf einem andern Bilde sah ich ein schönes Gebäude, das sie in Ostindien bewohnten, und den Elephanten dabey, auf welchem sie saßen, und, von ihrer Leibwache umringt, eine kleine Reise machten. — Es war mir, als einer Schwäbin, sehr lustig, als ich von einer andern Schwäbin ihre Reise auf Elephanten beschreiben hörte. —

Wir sollten den Abend und einige Tage bey ihnen bleiben; sie wollte mir noch einen Theil von England zeigen: aber die Obergewalt des Zufalls gab es nicht zu, und so verließ ich Beaumont Lodge, mit tausend Wünschen für das Wohl seiner Bewohner.

Schönere Formen von Silbergeschirr habe ich nie gesehen. — Die Tafel war mit französischen und englischen Speisen besezt; jede Schüssel stand auf ihrer Wärmmaschine mit Brantweinfeuer, das auf die schönen Kristalgefäße dazwischen sehr angenehm schimmerte. Die Weine waren sehr kostbar, und das Porcellan bey dem Desert ge-

wiß ächt Indianisch und prächtig; so wie wir auch Ostindischen Reiß aßen, dessen Körner eine halbe Bohne groß, aber nur auf Indianisch durch Wasserdunst weich gekocht waren.

Zwey Indostanische Knaben, ungefähr 13 bis 14 Jahr alt, bedienten Herrn und Frau Hastings. Sie haben längliche Gesichter; schöne schwarze Augen; feine Augenbraunen; ganz glatte schwarze Haare; dünne Lippen; schöne Zähne; bräunliche Gesichtsfarbe, mit vielem Ausdruck von Gutmüthigkeit und Verstand. Die Ostindische Sprache ist sehr sanft: denn Madam Hastings sprach auf mein Bitten mit ihnen, weil sie nichts von dem Englischen verstehen.

---

## 4.

### Noch etwas über den Brantewein.

(Siehe Nr. 8. vom Monat Januar.)

Eingesandt.

So viele Erfahrungen, wie so mancher brave Mann, der sonst dem Staat trefliche Dienste hätte leisten können, von diesem verführerischen Trank nach und nach verleitet, andern unnütz und lästig geworden, sich selbst aber vor der

Zeit

Zeit ins Grab gestürzt, und seine Familie in Armuth und Dürftigkeit gebracht hat — das alles und mehr stellte sich bey Durchlesung des Aufsatzes vom Brantewein mir ganz lebhaft vor.

Ich bedenke aber auch auf der andern Seite, daß mancher fleißige Arbeiter durch den mäßigen Gebrauch des Branteweins sich stärkt, erquickt und sich seine Arbeit erleichtert, und so mancher Reisende, ohne deswegen einen Aufenthalt zu machen, durch einen mäßigen Schnaps sich die Beschwerden seiner Reise erleichtert. Das und noch viele andere Betrachtungen erregten in mir den Gedanken: Soll dann um des Misbrauchs willen der gute Gebrauch aufhören?

Brodverlust überwiegt freylich alle andere Gründe, und daß der so übertriebene häufige Gebrauch des Branteweins jährlich eine ungeheure Menge Brodkorn verschlingt, kann nicht geleugnet werden. Wollte man aber deswegen den Brantewein verbieten oder abschaffen, so erfordern doch die Accisecassen eine Schadloshaltung, die so leicht nicht zu bewerkstelligen seyn möchte.

Es bleibt demnach ein Problem:

Ob es thunlich und rathsam sey, den Brante-

wein durch Verbietung oder wenigstens Einschränkung der Fuselbrennereyen abzuschaffen? Oder im Fall dieses nicht füglich geschehen könne, wie dann dem Misbrauch abzuhelfen sey?

Ich unternehme es nicht, diese gedoppelte Frage ausführlich zu beantworten, nur einige Gedanken, Winke die ich aber immer der Prüfung reiferer Einsichten anderer unterwerfe, sind es, die ich hier vortrage.

Meiner geringen Einsicht nach können allerdings die Branteweinsbrennereyen vermindert und mehr eingeschränkt werden, so daß doch der dadurch in den Accisecassen entstehende Abgang auf andere Art verhindert, oder ersezt werde.

Der vorige Landgraf von Hessencassel wuste in seinem Lande das Caffetrinken abzuschaffen oder einzuschränken, und doch dabey seine Accisecasse zu befriedigen. Wenn dieses ein Reichsfürst zu thun vermochte, der bey weitem so viele Hülfsquellen nicht hat, wird so was nicht viel eher in einem weitläuftigeren Staat zu bewirken seyn? In welchem Verhältnis übrigens die Abgaben vom Caffe mit denen vom Brantewein stehen, werden die Herrn Cameralisten besser wissen, als ich.

Der

Der Herr Verfaßer des Aufsatzes vom Branteswein beliebte denselben unter den Luxus zu rechnen. Sollte nicht also auch von andern Zweigen des Luxus der Ersatz jenes Ausfalls in den Accisecassen hergeleitet werden können? Auflagen auf Ueberfluß von Dienerschaft, Pferden, Hunden u. s. w. könnte z. B. in diesem Stück großen Vorschub leisten — —

Sollte man auch die gänzliche Abschaffung der Branteweinbrennereyen, oder auch nur eine mehrere Einschränkung derselben mit Grund hoffen können, so werden doch noch immer Jahre, viele Jahre dazu hingehen, und der andere Theil des vorgelegten Problems: Wie nehmlich vor der Hand dem Misbrauch zu steuern sey, verdient deswegen immer noch die vorzügliche Beherzigung des Menschenfreundes.

Auch hierüber trage ich nur einige allgemeine Winke vor: Oeftere Warnungen, häufige Bekanntmachungen der schädlichen Wirkungen dieses Getränks können schon viel gutes würken, und manchen, der sich noch nicht daran gewöhnt hat, voraus davor bewahren und davon abschrecken. Eltern, Volkslehrer, Erzieher, Aerzte können alle, jeder in seinem ihm eigenen Wirkungskreiß, dergleichen Warnungen und Bekanntmachungen vortragen und periodische Schriftsteller

können dieselbe noch mehr ausbreiten und allgemeiner machen — —

Dergleichen Warnungen dürften indeßen auf diejenigen, die sich schon bis auf einen gewißen Grad an den Brantewein gewöhnt haben, denen er schon zum Bedürfnis geworden ist, weniger Würkung thun; deren giebt es fürnemlich drey Classen.

Zur ersten Classe rechne ich diejenigen, die es so machen, wie der grün und schwarz gekleidete Bürger, wovon in dem ersterwähnten Aufsatz in den Unterhaltungen erzählt worden ist.

Zur zweyten Classe, worunter auch nicht wenige Persohnen vom andern Geschlecht anzutreffen, rechne ich die dem Ansehen nach mäßigen Trinker, die sich zwar nicht täglich berauschen, aber doch diesem elenden Getränk so ergeben sind, daß sie doch schon eine gewiße Portion nicht entbehren können, und diese Portion allmählich immer vergrößern. Diese Gattung Trinker sind nicht weniger bedaurungswürdig. In öffentlichen Gesellschaften schmähen sie wohl gar auf Trunkenbolde und Schwelger, aber heimlich schlagen sie ein Gläschen ums andere tod. Man würde sich oft an solche Persohnen betrügen können, wenn nicht zu Zeiten das Tröpfchen bey ihnen

das

das Uebergewicht bekäme, und wenn nicht bisweilen Streit und Unfug in der Haushaltung, nebst andern Unanständigkeiten sie verrieth.

Zur dritten Classe gehören die besondern Liebhaber, wovon ich hier ein Beispiel anführe:

In einer gewißen freyen Reichsstadt lebte ein Cavalier, der mich oft mit seinem Umgang beehrte. Sein äußerer Lebenswandel war unsträflich und man würde ihn als ein Muster einer guten Lebensart in Gesellschaften haben vorstellen können, wenn er sich nicht bisweilen durch seine Leidenschaft für das gebrannte Wasser verunehrt hätte. Gewöhnlich pflegte dieser Herr sechs Wochen hindurch kein anderes Getränk über den Mund zu nehmen, als klares Brunnenwasser. So bald diese Contumaz vorüber war, ließ er Abends bey der Tafel zwey bis drey Bouteillen Brantewein für sich allein auftragen. Und nun trank oder soff er drauf los, bis ihm die Augen steif im Kopf standen. Seine Bedienten, die seine Gewohnheit in diesem Stück schon kannten, brachten ihn dann zu Bette. Den andern Tag war er natürlicher Weise krank, da fieng dann die sechswochentliche Wasserkur aufs neue an. In dieser Lebensart habe ich ihn fünf Jahre lang gekannt, ohne im Stande zu seyn, ihm meinen freundschaftlichen Rath beyzubringen,

weil er nemlich in diesem Fall auf seine Bedienten, als die einzigen Zeugen davon, den Verdacht des Angebens würde geworfen haben, und die ich also nicht unglücklich machen wollte.

Was wäre also das beste Mittel, die Arten von Trinkern zu bessern und zur Mäßigkeit zurück zu führen? Die Erfahrung lehret, daß mit Vorstellungen und Warnungen bey vielen derselben nichts ausgerichtet wird. Ich halte es also für nicht ganz unnütz hier ein Mittel bekannt zu machen, welches mir ein Arzt mitgetheilt, und welches ohne Nachtheil der Gesundheit anwendbar ist, wenn es nach Verhältnis der stärkern oder schwächeren Constitution der Persohnen in größerer oder kleinerer Dosi eingegeben wird:

Man mischet 2 Unzen *) Knoblauchspiritus unter Brantewein, und giebt es dem, den man von Brantewein entwöhnen will, zu trinken. Dieser Trank verursacht eine Anwandelung von Erbrechen, das Erbrechen selbst aber erfolgt nicht, sondern nur eine Art von Uebelkeit, wovon die

*) Dies ist die stärkste Dosis, es wäre also rathsam, nach Beschaffenheit der Constitution dieselbe zu vermindern. Anmerkung des Einsenders. Billig hätte auch die Dosis des Branteweins bestimmt werden sollen — und überhaupt wäre doch zu rathen, von einem zweydeutigen Mittel keinen Gebrauch zu machen, ohne zuvor einen verständigen Arzt zu Rath zu ziehen.
Anmerkung der Herausgeber.

die Würkung eine immerwährende Abneigung gegen den Brantewein ist. Solte indessen wider Vermuthen die alte Leidenschaft in der Folge noch einmal erwachen, so muß die Mixtur nochmals widerhohlt werden, bis das pestilentialische Uebel ganz gehoben ist.

S * * r.

---

## 5.

## Kalte Winter und Ohrfeigen.

Der jezt zurückgelegte außerordentlich kalte Winter nahm früh im November vorigen Jahrs seinen Anfang und die so übermäßig starke und soviel Gefahr drohende Eisdecke des Rheinstroms verlohr sich im Februar dieses Jahrs. Die traurige Katastrophe des Jahrs 1784, wo bey ähnlicher Gelegenheit der fürchterliche und gewaltsame Loßbruch der gefrorenen Ströme die schönsten Feldfluren in sandigte Einöden verwandelte, Städte und Dörfer verwüstete, Häuser und Hütten wegschwemmte, die ansehnlichsten Brücken, welche viele Jahrhunderte den reißenden Fluten und Eisgängen widerstanden hatten, mit sich fortriß, unzählige Familien ins Elend stürzte, und den kostbarsten Viehstand, die fürnemste Quelle des reichhaltigsten Segens der Bewohner

des

des Niederrheins grösstentheils zernichtete, ist noch in gar zu frischem traurigem Andenken, als daß nicht der gegenwärtige, durch die strengste Kälte sich vorzüglich ausgezeichnete Winter bey der ungeheuren Eismasse, womit die Ströhme bedeckt waren, ähnliche, wo nicht gar größere Unglücke hätte befürchten laßen. Allein, dank sey es der Vorsehung, alles schickte sich zum Besten. Es erfolgten keine Eisstockungen. Das untere Eis wich dem Oberen, und so waren die Ueberschwemmungen und Beschädigungen an einigen nur wenigen Gegenden des Niederrheins ganz unbeträchtlich gegen die Verwüstungen des Jahrs 1784.

Damals wurden die Chronicken, die städtische Archiven und andere alte Urkunden nachgesehen, um ähnliche Beyspiele solcher Begebenheiten aufzusuchen, welches wenigstens den Nutzen hat, daß unsere Zeitgenoßen nicht auf den tollen Wahn gerathen, zu denken, als ob sie weniger Kinder des allgemeinen Vaters im Himmel wären, als unsre Voreltern.

Einige dieser Nachrichten sind bekannt gemacht worden, und es dürfte vielen unsrer Leser wohl nicht unangenehm seyn, besonders aus den Sammlungen des Abts Pampone, der im vorigen Jahrhundert gelebt hat, einige Bemerkungen über

ähnliche

ähnliche Verkältungen unsers Planeten vorgetragen zu sehen.

Nach diesen, von besagtem Schriftsteller gesamleten Nachrichten war unter andern das Jahr 1305 wegen der außerordentlich strengen Kälte höchst merkwürdig. Nicht nur alle Flüße Deutschlands, sondern selbst die im südlichen Frankreich trugen auf ihrem eisigten Rücken die schwersten Lasten ohne die mindeste Erschütterung, ja selbst die Seeküsten Flanderns und Hollands waren in einer Breite von drey Stunden ins Meer hinein zugefroren.

Im Jahr 1358 fiel ein außerordentlicher Schnee, selbst die Fluren Italiens waren mit fünf Ellen hohem Schnee bedeckt, eine in dortiger Gegend ganz unerhörte Erscheinung. Die Italiäner bildeten in diesem Schnee Palläste und Tanzsäle zum Andenken einer solchen Begebenheit. Allein wie alles in der Welt vergänglich ist, so wurden auch diese Schneeschlösser durch die alles belebende Sonne vernichtet.

Sechs Jahre nachher, nehmlich im Jahr 1364 betrug die Eisdecke der Flüße Frankreichs fünfzehn Fuß. Auch die Jahre 1460, 1500, 1564 zeichneten sich durch außerordentliche Kälte aus, und im Jahr 1599 wolten die Eisdecken auf den Flüßen nicht eher als Ausgangs Mai des folgenden Jahres 1600 weichen.

Ferner waren die Winter der Jahre 1603,

1639,

1639, 1657, 1658, 1666, 1670 und 1676 aus nehmend strenge, selbst in allen südlichen Provinzen und Reichen Europens. Wie mag wohl damals unsren Brüdern in Novazembla, Lapland und andern nordischen Gegenden zu Muth gewesen seyn? Doch diese sind es nicht anders gewohnt. Einige Grade Kälte mehr oder weniger ist ihnen gleichgültig und ganz unbedeutend.

Aehnliche Begebenheiten des jetzigen Jahrhunderts sind zu bekannt, und es sind noch manche lebende Zeugen vorhanden, denen noch bey dem bloßen Andenken des kalten Winters 1709 die Zähne klappern, und die Zehen frieren — Der Verfasser des gegegnwärtigen Aufsatzes wird so lange er lebt, den kalten Winter vom Jahr 1740 nicht vergeßen, nicht nur um der damaligen strengen Kälte, sondern auch noch um folgenden besondern Vorfalls willen. Er saß als ein kleiner Knabe bey seinem Vater in der Schreibstube, wo bey dem warmen Ofen dennoch das Dintenfaß zufror, und der Vater, der die Verwandlung und Unbrauchbarkeit der Dinte nicht gleich dem Frost als der wahren Ursache, sondern der Vermuthung zuschrieb, daß der Knabe die Sandbüchse in das Dintenfaß ausgeleert hätte, diesen vermeinten Muthwillen des Knaben mit einer Ohrfeige bestrafte —

— II.

---

Grab-

## Grabschrift
auf einen versoffenen Bauren-Prokurator.

Steht Bauren still! (so ruft der Teufel durch dies Grab)
Wenn ich als Teufel nicht ein Tausend-Künstler wär,
Hätt' ich, ich hohl mich selbst! längst keine Ohren mehr:
Denn euer Doktor hier schrieb manches Ohr mir ab
Um einen Schnaps. Nun lauft! damit er nicht zuletzt
Für einen halben Ort uns auch zusammen hetzt.

S — — d.

## Berichtigung.

In dem Aufsatz No. 1 dieses Monats, Beleuchtung der Charakteristik rc. ist Seite 150 in der letzten Zeile zwischen den beyden Worten: Schwärmer; Leser — eine ganze Stelle, ohne welche der Sinn unverständlich ist, ausgelaßen worden, die daher folgender maaßen ergänzt werden muß: da wurden aus den Feinen: Kopfhänger, Schwärmer und dergleichen, die zum Schau aufgestellt wurden, und womit Leser u. s. w. ihr Gespötte trieben.

* * *

Der Herr Einsender dieser Berichtigung erlaubt sich dabey die hämische Vermuthung: „Wenn „der Verfaßer der Bemerkungen diese fehlende „Worte im Mspt durchstrichen hat, so war es „was schändliches! Aber so gehts — leyder!"

Und

Und ohngeachtet wir schon selbst bey dieser Stelle in der Anmerkung erklärt hatten: Hier müße dem Verfasser der Beleuchtung etwas in der Feder geblieben seyn, so beliebt er doch noch hinzusetzen: „Er könne es kaum glauben daß jene fehlende „Worte im Mspt nicht gestanden hätten."

Freylich wäre die vorsätzliche Verstümmelung und Verfälschung eines Mspts etwas schändliches, und unserm Urtheil nach könnte dem Herausgeber einer periodischen Schrift kein härterer Vorwurf gemacht werden. Und was soll man also von dem Herzen eines Mannes denken, der ohne den mindesten Grund sich lieber eine solche beleidigende Voraussetzung erlaubt, und Männern, die er nicht kennt, lieber so was schändliches zutraut, als daß er die weit natürlichere und wahrscheinlichere Vermuthung glauben wil: die fehlende Worte seyn würklich im Mspt ausgelaßen worden. Der Herr Einsender beliebe uns nur eine Adreße anzuweisen, unter welcher wir ihm sein Original Mspt wieder zurücksenden können, so mag er sich mit eigenen Augen überzeugen, daß die erwähnten Worte würklich im Mspt fehlen.

Der Vorwurf, der übrigens unsrem guten Herrn Verleger gemacht wird, daß Er die Beleuchtung rc. vor dem Abdruck dem Verfaßer der Charakteristik oder dessen Sachwalter zugestellt habe, fällt doch wohl von selbst weg, wenn man, welches mehrere Einsender nicht zu wissen scheinen, bedenkt, daß doch der Verleger durchaus keinen fremden Aufsatz, der nicht von einem der festen Mitarbeiter herrührt, zum Druck befördern kan, ohne ihn vorher dem eigentlichen Herausgeber zuzustellen, von welchem so wie von seinen Mitarbeitern es allein abhängt, einen solchen Aufsatz aufzunehmen oder nicht, und denselben mit oder ohne Anmerkungen abdrucken zu laßen. die Herausgeber.

# 6.

## Ueber die Aufklärung.

### Eine Rede Sr. Hochwürden Excellenz des Freyherrn von Spiegel zum Disenberg, Curators der Universität zu Bonn.

Die im Decemberstück vorigen Jahrs mitgetheilte Rede eben dieses angesehenen Verfaßers, ist von einem großen Theil unsrer Leser mit so viel Beyfall und Vergnügen aufgenommen worden, daß wir uns demjenigen Freunde sehr verbunden erkennen, der uns in den Stand gesezt hat, auch mit der gegenwärtigen, die am 20ten November des vorigen Jahrs gehalten ist, unser Journal zu bereichern, worin dieselbe auch schon um ihres Gegenstandes willen einen vorzüglichen Platz verdient.

D. H.

Im verwichenen Jahre, bey Eröfnung der Schulen, trug ich ihnen, akademische Mitbürger! in einer kurz gedrungenen Rede, die Geschichte der ehemaligen Erziehung vor, verglich sie mit der heutigen, schilderte ihnen die Vorzüge, welche selbige vor der ehemaligen hat, und gieng mit ihnen die Uebersicht des Schulplans durch. Heute werd' ich mich mit ihnen über einen Gegenstand vorzüglich unterhalten, der die Hauptabsicht unserer akademischen Bestrebungen seyn

muß. Dies ist Aufklärung. Ich werde ihnen in gegenwärtiger Rede den Begrif, welchen wir mit dem Worte Aufklärung verbinden müßen, auslegen, hieraus das Verhalten des Staats in dieser wichtigen Angelegenheit der Menschheit herleiten, ihnen dann den Nutzen einer allgemeinen Aufklärung zeigen, und so, hoffe ich, werden sie den Schluß machen können, daß Aufklärung nicht allein nicht schädlich seyn kann, sondern daß sie die Absicht unsres Schöpfers, und also der Zweck des Menschen seyn muß, daß sie hienieden und in ihren Folgen jenseits des Grabes unsere einzige Glückseligkeit ausmachen kann.

Denen aus meinen Zuhörern, welche mein Unternehmen vielleicht als sehr überflüßig betrachten, welche dafür halten, daß der Inhalt dessen, was ich sagen könnte, eine solche Wahrheit sey, die keines Beweises mehr bedarf, muß ich erklären, daß sie sich sehr irren. In dem aufgeklärtesten Theile Deutschlands ist eine solche Krisis vorgegangen, die Vertheidiger der Nichtaufklärung hervorgebracht hat. Und wäre auch die Schrift über die Grenzlinie der Aufklärung nicht Veranlaßung dieser Rede bei mir geworden; so durfte ich nur einen Blick in die Geschichte der Menschheit werfen, und hier entdecke ich, daß die nähere Auseinandersetzung der Fragen und

Zweifel,

Zweifel, die bei der Abhandlung über Aufklärung vorkommen, jedem Menschenfreund, auch ohne eine besondere Veranlaßung wichtig genug scheinen muß. Den Streit zwischen Licht und Finsterniß finden wir durch alle Zeitalter, und nur dort, wo alles Licht verloschen war, schwieg man über eine Sache, die man dem Namen nach nicht einst kannte. Von jeher giebt es Menschen, deren Interesse mit der Dummheit der Uebrigen unmittelbar verbunden ist, diese müßen wenigstens — das Hellwerden — nur immer zu verhindern, sich zum Ziel setzen. Je größer das Licht wird, welches sich unter den Menschen verbreitet, desto stärker werden die von den Stupiditäts Beförderern der Aufklärung entgegen gestellten Kräfte seyn, eine ihrer Hauptmaximen, wodurch sie ihre Absicht zu erreichen suchen, ist, den aus Aufruhr der Unterthanen entstandenen Zerfall eines Staats als Folge der dort allgemein gewordenen Kultur des menschlichen Verstands vorzustellen, und da sie zur Begründung ihrer Behauptung einen ganz unrichtigen Begrif von der Aufklärung selbst zum Grunde zu legen pflegen: so muß ihnen bey vielen, deren Werk mehr glauben als forschen ist, der Sieg gewiß seyn.

Mit den meisten Wörtern unsrer Sprache verbinden wir einen Nebenbegrif. Die erstere und

eigentliche Bedeutung eines Worts ist durch die Zeit verdunkelt. Das Wort ist nach Jahrhunderten nicht mehr der reine unvermischte Abdruck der Vorstellung verblieben, die der Erfinder desselben bei seiner Hervorbringung damit verband. So ist es auch dem Wort Aufklärung ergangen. Es ändert in seiner Bedeutung so oft und so verschiedentlich, als es immer gebraucht wird. Gewiß hat es in seiner ersteren Entstehung nichts anders als die Handlung ausgedruckt, wodurch die in uns liegende dunkele Vorstellungen der Dinge klar und deutlich gemacht werden. Irren werd' ich daher nicht, wenn ich unter ächter Aufklärung den Grad der Einsicht verstehe, dessen jeder Mensch zu seiner Bestimmung bedarf. Seine Bestimmung muß aber unter zweyerley Gestalten betrachtet werden. Als Mensch und als Bürger. In beyden Eigenschaften strebt er nach dem möglichsten Grad von Glückseligkeit, nur mit dem Unterschied, als Mensch geht sein Streben auch über die Grenzen des jetzigen Lebens hinaus. Hier bleibt er sich selbst überlassen. Als Bürger aber sezt ihm die Dauer seines Lebens und die Lage, worinn ihn Zufall der Geburt versezt hat, die Grenzen.

Um sie dem Ziele meiner Rede näher zu führen, muß ich die Natur des Menschen mit ihnen genauer durchgehen. Die Denkkraft erhebt den

Men-

Menschen über alle Geschöpfe, sie ist eine von seiner Eigenheit unzertrennliche Wesenheit, sie macht ihn unter den Ketten selbst zum freiesten der Wesen der Welt; über diese Kraft also kann und darf niemand gebieten; denn so lang der Mensch, in welchem Verhältnisse er sich auch befindet, seine Vorstellungen in sich zurück ziehet, kann die mit der Denkkraft nothwendig verbundene Freiheit keinem schädlich werden, folglich auch noch kein Zwangrecht in einem andern gegen ihn entstehen. Er handelt in diesem Zustand noch immer als ein ganz unabhängiges Wesen. So bald aber seine Vorstellungen in Würkung übergehen, tritt er in die Abhängigkeit des bürgerlichen Lebens über. Die in dem Menschen zuerst wirkende Denkkraft muß ihn auf die wichtigste Angelegenheit seines Lebens, auf die Verhältniße, womit er mit dem Urheber seines Daseins stehet, führen. Die Pflichten, welche er sich aber von diesen Betrachtungen abstrahirt, können die bedenklichsten Folgen für ihn und seine Mitbürger haben, und hier kömmt es darauf an zu entscheiden, ob der kluge Regent den Bürger seiner eigenen, oder einer mit dem Recht des Staats öfters nicht ganz harmonirenden Leitung überlaßen, und was für Mittel er auf alle Fälle hier, ohne den ursprünglichen Rechten der Menschheit zu nahe zu treten, gebrauchen darf. Ohne langes Nachsinnen werden sie mir

beifallen, daß der weise und seine Pflichten leicht erkennende Fürst keinen andern Weg eingehen kann, als jenen der Aufklärung seiner Bürger. Auf diese Art gebietet er dem Verstand, dem kein Gewaltiger der Erde sonst Gehorsam abzwingen kann. Durch Berichtigung der Begriffe, durch Schärfung des Wahrheitsinnes kann er der Einbildungskraft die Herrschaft über den Verstand entreissen, und — daß mehr geträumt als gedacht wird, bedarf keines Beweises. Wie gefährlich bey unserer Staatsverfassung dieser Umstand aber werden kann, wird die Betrachtung lehren, daß die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft und besonders der gröste Haufen zum Nachdenken nicht aufgelegt ist; er muß sich dem Unterricht seiner Lehrer blind überlassen, ganz auf deren Wort trauen. Wenn nun sein Erkenntniß Vermögen aber keine Vernunftwahrheiten kennet, wenn dasselbe gar nicht berichtiget ist, wenn er ohne alles Wahrheitsgefühl lebt; wird er jede Mönchsgrille als Dogma ansehen, und an statt auf die innere Besserung seiner selbst zu arbeiten, Außenwerke, die leichter auszuüben sind, vorziehen. Ein solcher unmoralischer Denkender ist im Staat ein wahres Ungeheuer, das von dem Winke eines jeden Fanatikers abhängt, wenn er nur mit seinem Temperamente homogenirt. Hieraus glaube ich gezeigt zu haben, wie nothwendig auch die Aufklärung

in

in Rücksicht der Religion sey. Nun gehe ich zu den weltlichen Absichten des Staats in jener Hinsicht über. Jeder im Staat soll zum Zwecke des Ganzen beytragen, das ist: jeder soll allgemeine Glückseligkeit zu beförderen trachten. Wo Kräfte, die nicht von sich selbst abhangen, zu einem gemeinschaftlichen Zweck wirken sollen, ist jeder Kraft ihr Wirkungskreis vom Meister, der sie dirigirt, angewiesen. Im Staat ist zwar auch jedem sein besonderer Wirkungskreis angewiesen; allein die Anwendung der Kraft hängt von dem Willen des Menschen ab. Diesen aber zweckmäßig zu bestimmen, muß das Gute, was durch des Menschen Handlung bewirkt werden soll, vorher von ihm erkannt seyn, folglich muß seine individuelle Ueberzeugung unter allen Mitgliedern des Staats bewirkt werden, daß ohne Mitwirkung jedes Einzelnen die allgemeine Wohlfahrt nicht erreichet werden kann. Diese Ueberzeugung wird ohne Berichtigung der Begriffe des großen Haufens gewiß nie Platz finden; denn der Mann ohne Einsicht hängt von jeder fremden Kraft ab, der Mann von Einsicht nur von der Wahrheit. Der Unaufgeklärte ist ein Spiel des Zufalls, ein Ball den jeder augenblickliche Druck wendet: nur Wahrheitserkenntniß giebt dem Karakter Festigkeit.

Daß Zufall der Geburt uns unsern Wirkungs-

kreis im Staat anzeigt, und, daß die arbeitende Klasse ohne gewaltsame Erschütterung des Ganzen von seinem Standort nicht verrückt werden darf, sieht der einsichtige Mann wohl ein, und er ist überzeugt, daß es ihm und andern nur alsdann wohl ergehen kann, wenn jeder die Mittel, die ihm auf seinen Standort überlassen sind, zur Vervollkommung seines besondern Standes gebraucht, wenn der arbeitende Stand nach Maasgab seines bürgerlichen Verhältnisses Aufklärung genießt, das ist: den Werth eines jeden Dinges, was ihn umgiebt, kennen lernt, ihm nicht mehr Werth beylegt, als ihm die Schöpfung in der Reihe der Dinge angewiesen hat: so ist der Grad seiner Aufklärung gewiß zweckmäßig. Wird er aber über seinen Stand hinausgeführt: so ist er unglücklich; dies ist Ausschweifung nicht Aufklärung. Denn das Verhältniß der Arbeitenden gegen die nicht Arbeitenden ist wie 5 : 1. Werden Vier von den Fünfen über ihren durch den Zufall ihnen angewiesenen Stand in Kenntnissen unterrichtet, die sie mehr zum anschaulichen als arbeitsamen Leben führen: so sind sie und einst der ganze Staat mit ihnen unglücklich. Die Disproportion ist dort, der Staat muß sich durch sich selbst aufzehren. Werden dagegen jene Fünfe in den ihrem Stande angemessenen Kenntnissen unterrichtet, wenn sie durch Schärfung ihres Verstandes in den Stand gesezt sind,

die

die Vortheile ihres Standes gegen jene der nicht arbeitenden Klasse abzuwägen; so werden sie durch Veredelung ihrer Kräfte sich und die Uebrigen glücklich machen.

Dort, wo einer die seinem Stande erforderliche Einsicht hat, kennt er auch seine Rechte und Pflichten. Hier entsteht keine Gefahr der Unterdrückung, und keine einer unerlaubten Widersezlichkeit. Der Mächtige strebt nicht nach Misbrauch seiner Gewalt, und — im Beginnen findet er rechtmäßigen Widerstand. In diesem Staat bleibt alles in dem glücklichen Ebenmaas des Rechts und der Verbindlichkeit. Wo aber richtige Begriffe in einer Klasse von Bürgern abgehen, entsteht Stockung im Staatskörper und — wo es nicht geschieht — ist kurz daurender Zufall die Ursache.

Ich gehe vom Allgemeinen zum Besondern über, um die Nothwendigkeit einer allgemeinen Aufklärung noch deutlicher darzuthun. Der aufgeklärte Regent erkennt, daß nur Wahnsinnige sich wegen des Wohls eines Einzigen untereinander hätten verbinden können, daß das Vertrauen des Ganzen auf ihm nur ruht, um die Kräfte der Einzelnen zu einem Zwecke zu führen, daß er seinen Unterthanen bürgerliche Freiheit schuldig ist, daß die Beraubung derselben ihm eine augenblickliche furchtbare Gewalt eines Despoten, nicht aber die daurende väterliche eines Regenten

geben kann, daß die erstere einem Orkan gleicht, der alles umstürzt, und nichts wie Verwüstung nach sich läßt, die andere aber einem Gewitter, das die Erde mit Fruchtbarkeit segnet.

Der aufgeklärte Adel wird anerkennen, daß nur die Verdienste seiner Väter ihn unter den übrigen des Staats durch Ansehen auszeichnen, daß seine Würde ihm nur Bedingweise übertragen worden ist, daß er die in seinen Vorfahren ihm aufgestellte Muster nachahmen muß, um die Geburtsrechte seines Standes ohne Vorwürfe zu genießen.

Der aufgeklärte Priester wird als Lehrer des Volks demselben keinen Mönchstand aufdringen, keine Surrogaten der innern Besserung vorziehen, da jene nur die Einbildungskraft beschäftigen, diese aber zur Vollkommenheit führen.

Der aufgeklärte Lai wird einsehen, daß Volksreligion die Stütze eines Staats, und die für die beste zu halten sey, welche die geläutertste Moral enthält; er wird sich daher glücklich schätzen, in der Christlichen erzogen zu seyn, deren Offenbarung ihm über jene beseligende Aussichten Gewißheit giebt, die ihm die philosophische nicht gewähren kann.

Der aufgeklärte Bürger überhaupt wird fühlen, daß er einen Theil seiner natürlichen Freyheit aufopfern muß, um desto größere Wohlfahrt zu genießen. Daß Gebrauch derselben, Anarchie,

narchie, also Unfall nach sich ziehen würde; er wird endlich von der wichtigen Wahrheit durchdrungen werden, daß er an dem Orte des Staats, wo er das Ganze in seinen Theilen übersehen kann, sich nicht befindet, und er also zu seiner Ruhe sich der Einsicht anderer überlassen muß. Findet er auch jene, die am Staatsruder sitzen, irrend, so denkt er, daß sie Menschen und nicht Götter sind.

Kurz der, dessen Verstand ausgebildet ist, hat richtige Begriffe von allem, das er behandelt. Dieser kann seine Glücksumstände durch seine Einsichten verbessern, er forschet aber auch über Dinge nicht nach, die er über seinen ihm bestimmten Standpunkt zu weit hinausgelegt findet. Dieser hat es sich schon zum Gefühle gemacht, das nahe um ihn liegende mittelmäßige Gute, einem außer seinem Wirkungskreise gelegenen größern Gute — aus Furcht es nicht zu erreichen — vorzuziehen.

Alles, was ich bisher gesagt habe, nahm ich aus der Natur der Sachen; jezt nehme ich die Geschichte zu Hülfe. Durchforschen sie, Akademische Mitbürger, die Geschichte der finstersten Zeiten, und sie werden kein Zeitalter ohne große Männer finden. Dennoch konnten diese Einzelne, der einreissenden Barbarey keinen Einhalt thun. An Muth fehlte es ihnen auch nicht, sich den allgemein überhand nehmenden Vorurtheilen zu

wider-

widersetzen. Insbesondere finden wir unter der hohen Geistlichkeit Deutschlands und des lombardischen Italiens am Anfang des mittleren Zeitalters Männer, die dawider redeten; allein Niemand folgte ihnen, wenigstens der größere Haufen nicht. Was diese würdige Männer, denen das Wohl der irrgeführten Menschheit eben so sehr als uns am Herzen lag, zu wirken hinderte, war Mangel an Wahrheitssinn ihrer Zeitgenossen. Der gröste Theil der Menschen war bis dahin durch seine Einbildungskraft allein geführt worden, sein Verstand war im geringsten nicht ausgebildet, nirgendwo trift man in diesen Zeiten Spuren einer wahren Volkserziehung an, weder auf den Kanzeln noch in den Schulen. Jeder verschmitzte Kopf, der über den großen Haufen wirken wollte, stimmte sich in die damalige Gemüthsverfassung der Menschen herab, verblendete sie durch Täuschungen, woran sie gewöhnt waren, und führte sie wie Maschinen zur Ausführung seines Planes. Auf diese Art erhielt jede menschliche Verirrung ihren besondern Vertheidiger, alle Arten von politischen und religiösen Irrthümern wurden wie Saamen unter die Menschen ausgestreuet, sie trugen auch bald Früchte, welche die folgenden Generationen vergifteten. Es entstanden Leibeigenschaften, Inquisition, Faustrecht, Despotie, Religionskriege und wie diese Greuel alle heißen, bey deren Andenken

die

die Menschheit schaudert. Das menschliche Elend änderte nur in seiner Gestalt von einem Jahrhundert zu dem andern, es blieb aber immer herrschend, bis endlich durch bessere Erziehung die Summe der richtigern Begriffe, die Summe der falschen zu verdrängen anfieng, und je allgemeiner diese Geistes Revolution in einigen Staaten ward, desto glücklicher finden wir dort die Menschen.

Wir bedürfen nicht einmal ausser unserm Gesichtskreise zu gehen, in unseren Ringmauern fühlen wir schon die Folgen einer solchen Umstimmung. Vor etwa zwanzig Jahren äusserte ein Weltgeistlicher dahier seine freimüthige und richtige Gedanken über Austheilung der Allmosen; gleich stunden gegen ihn die Prediger der Stadt auf, und — widerlegten ihn nicht, schimpften aber, verfolgten ihn heimlich und öffentlich, und griffen ihn in seiner Ehre von der Kanzel an. Wenn sich jezt auch ein Hipokrit oder ein Fanatiker, auf dieselbige Art die Kanzelfreiheit zu schänden, die Erlaubnis heraus nimmt, so wird er nach Verdienst verlacht, verachtet, aufgedeckt, oder als ein Verirrter beseufzet. Anhang noch Beifall, selbst unter dem größern Haufen, darf er sich zur Ehre unserer Stadt nicht mehr versprechen.

Ohne allgemeine Verbreitung des Begriffes von Ursache und Wirkung würde der Magnetismus in unserm deutschen Vaterlande größere Fortschritte gemacht haben; was er in Frankreich that, beweißt nichts gegen meine Meinung; denn wer weiß es nicht, daß Aufklärung nirgendwo weniger herrscht als dort, wo keine bürgerliche Freiheit existirt. Lettres de Cachet und Aufklärung sind, in demselbigen Staatssubjekte, heterogene Dinge.

Um ihre mir vergönnte Aufmerksamkeit nicht länger

länger zu ermüden, will ich nur noch einige Epochen aus der Geschichte ausheben, wodurch sie selbst von Wirkung der herrschenden Dummheit im Gegensatz mit größerer und fast allgemeiner Aufklärung schließen können. Vergleichen sie die Zeiten Kromwells in England mit den heutigen, die Zeiten unseres Heinrichs des IV. mit jenen Josephs des II. und doch waren Kromwells Zeiten die besten der Engländischen Litteratur und von jenen Heinrichs des vierten sagt Schmidt: Handlung, Künste und Wissenschaften waren in einem bessern Zustande, als man es von den damaligen Zeiten glauben sollte. Was kann also heute Wohlfahrt, und ehemals Elend jener Staaten anders hervorgebracht haben, als der heutige größere Umlauf richtiger Begriffe von allem, was auf die Menschen wirkt, und sie zum handeln bestimmt. Was hat Spanien und Portugall dann so heruntergesezt, wenn es nicht schiefe Richtung der Nation ist; Klima und Verfassung sind die nemlichen, die sie im 15ten Jahrhundert waren. Was ist in Holland und in Braband Quelle der Unruhen? nichts als unrichtige Begriffe von politischer Freiheit. Von diesem Mangel der Einsicht nützen die verschmizte-sten Köpfe und hetzen das Volk gegen seine rechtmäßige Obern unter allerley Vorwand auf.

Nach diesen Voraussetzungen glaube ich hinreichend erwiesen zu haben, daß Aufklärung nicht allein unschädlich sey, sondern vielmehr nothwendig; und je allgemeiner sie wird, desto sicherer erreichen wir das Ziel unseres Hierseyns, dies ist Glückseligkeit. Lassen sie uns also, akademische Mitgehülfen, die ihnen und mir anvertraute auserlesene Jugend zu dieser Quelle der menschlichen Glückseligkeit führen, und sie, liebe akademische Freunde! werden gewiß aus einer lautern Quelle schöpfen, wenn sie sich der Leitung ihrer Verehrungswürdigsten Lehrer überlassen.

Ich

Ich konnte keine schicklichere Gelegenheit wählen diese Materie abzuhandeln, als da ich den Hrn. Professor und geistlichen Rath Doctor Zedderich zum zweitenmal als Rektor der hiesigen Universität vorstelle. Bevor er den Lehrstul des kanonischen Rechtes dahier bestieg, sah es in ganz Deutschland, besonders aber in unserem Vaterlande in diesem Fache sehr dunkel aus. Er forschte nach Wahrheit, lehrte sie unerschrocken bis auf den heutigen Tag fort, und sieht sich dafür durch den Beifall der Fürsten und besten Menschen belohnt.

---

## 7.

## Neue Erfindungen.

### I. Eine Französische.

Der Stempelschneider zu Paris, Hr. Vanlede, hat eine neue Art Schlittschuhe erfunden, mit welchen man auf ebenen Wegen so geschwind laufen kann, als auf dem Eise. Sie haben noch den Vorzug vor den gewöhnlichen, daß sie denjenigen, der sich ihrer bedient, der Gefahr des Ertrinkens nicht so sehr aussetzen, und daß man sie auch zu jeder andern Jahrszeit gebrauchen kann. Der Erfinder nennt sie Patins à terre.

### II. Eine Deutsche.

Der Herr Gubernialrath und Kreishauptmann Ritter von Bienenburg zu Prag, hat Frostableiter erfunden, wodurch die Blüthen der Bäume, wenn Nachtfröste einfallen, völlig gesichert werden. Die Beschreibung, die er davon mitgetheilt hat, ist folgende: Diese Frostableiter sind nichts anders als Seile, die von Stroh oder Hanf gewunden sind. Diese werden um den Stamm des Baumes

mes geschlungen, und mit ihren Enden in ein mit Brunnenwasser gefülltes Gefäß eingesenkt, doch so, daß sie nicht über dem Waßer schwimmen, sondern in dasselbe eintauchen, weswegen an dem Ende derselben ein Stein befestigt wird. Diese Ableitung kann von mehreren, neben einander stehenden, oder an ein Gitterwerk vestgemachten Bäumen in ein einziges Gefäß geschehen, jedoch unter der Vorsicht, daß die Geschirre frey, und nicht etwan von den Aesten des Baums bedeckt stehen, damit der Frost ohne Hinderniß nach dem Ableiter in das Geschirr wirke, und so von dem Wasser angezogen werde. Diese Vorsorge ist vorzüglich für das Frühobst, und solche Bäume nöthig, deren Blüthe im Frühjahr mit den Blättern zugleich, oder auch allein treibt, und in dem Monat Merz und April dem Erfrieren ausgesezt sind. Hr. von Bienenberg hat diesfals Proben gemacht, die seine Erfindung als bewährt bestätigen. Vorzüglich haben seine Aprikosen an Trilagen zeitig im Monat Merz zu blühen angefangen, denen er sogleich die Ableiter anhieng. Es fielen 6 bis 8 starke Nachtfröste ein; dem ohngeachtet blüheten sie fort, sezten Obst an, und er genoß die Freude, auf dieser Gartenseite von 7 Bäumen 16 Schock schöner und wohlgereiften Aprikosen abzulösen, wo doch zu gleicher Zeit in andern Gärten alle Aprikosenblüthe erfroren war. Um sich von der Wirkung dieser Ableiter gründlich zu überzeugen, sezte er andere mit Wasser gefüllte Gefäße hin und her, und in der Gegend der Ableiter frey im Garten, besah täglich früh die Eisdecke in diesen Gefäßen, welche nach Verhältniß, daß das Eis in diesen freyen Gefäßen nach der Dicke eines Strohhalms angesezt war, in den mit Ableitern versehenen Kannen immer die Dicke eines Fingers enthielt, wodurch sich also der zusamengezogene Frost gegen den zerstreuten auszeichnete.

---

Bey dem Verleger der Niederrh. Unterhaltungen sind folgende ungebundene Bücher um beygesezte Preise zu bekommen.

Abendtheuer Josephs Andrews. 2 Bände. 2 Rtlr. 24 stbr.
Cramers Unterhaltungen über die häusliche Glückseligkeit. 1 Rthlr. 36 stb.
Berliner Briefsteller. 48 stb.
Comische Erzählungen in Versen. 48 stbr.
Gedichte nach dem Leben. 1 Rthlr.
Wild oder das Kind der Freude. 2 Theile 1 Rthlr. 12 stbr.
Der Abendtheuer, eine Wochenschrift. 1 Rthlr. 48 stbr.
Kleine Romane, Erzählungen und Schwänke. 5 Theile. 5 Rthlr. 16 stbr.
Biondette. 36 stbr.
Eugnot, Bevestigungskunst. 1 Rthlr. 24 stbr.
Giblas von Santillana. 6 Bände. 5 Rtlr. 12 st.
Hermes Handbuch der Religion. 2 Bände. 2 Rthlr. 24 stbr.
Uesinus Balladen. 1 Rthlr. 36 stbr.
Klims unterirdische Reise. 1 Rthlr. 36 stbr.
Narr Jack. 1 Rthlr. 36 stbr.
Rupie. 36 stbr.
Pfingstens Farbematerialien. 1 Rthlr.
Bordecks Elementarbuch 2 Theile. 50 stbr.
— — nüzliches Lesebüchlein. 12 stbr.
Sittenscenen für Kinder. 48 stbr.
Strafe jugendlicher Leichtsinn. 36 stb.
Orientalische Erzählungen. 1 Rthlr. 24 stb.
Leben des Kandidaten Jobs. 48 stbr.
Yennees engliche Gramatik. 1 Rthlr.

Die

Die Herren von Waldheim, eine comische Geschichte. 4 Theile. 1 Rthlr. 28 stbr.
Emrich, eine comische Geschichte. 4 Theile. 1 Rthlr. 28 stbr.
Archenholz, England und Italien. 5 Theile. 2 Rthlr 45 stbr.
Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend. 6 Theile. Mit Kupfern 3 Rthlr 30 stb.
Zimmermann von der Einsamkeit. Mit Vignetten 2 Rthlr. 36 stbr.

## Folgende Bücher sind in halben Franzband gebunden um beygesezte Preise zu haben.

Salzmanns Gottesverehrungen 4 Theile in 2 Bände. 2 Rthlr. 24 stbr.
— — — Verehrungen Jesu. 54 stbr.
Cramer, Gedichte. 4 Theile. 2 Rthlr 18 stb.
Rosaliens Briefe. 3 Theile. 2 Rthlr. 15 stb.
Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche u. Haushaltung selbst besorgen will. 4 Rtlr.
Trenk, merkwürdige Lebensgeschichte. 3 Theile. 2 Rthlr. 15 stbr.
Meißners Alcibiades 4 Theile mit Kupfern. 3 Rtlr. 18 stb.
— — Skizzen 10 Theile, mit Kupfern, in 3 Bände. 4 Rthlr. 30 stb.
Lavaters gereimte Gedichte. 1 Rthlr. 15 stbr.
— — Handbibel für Leidende. 54 stbr.
Campe Reisebeschreibung 4 Theile. 3 Rthlr. 6 stb.
Weißens Lustspiele. 3 Theile. 2 Rthlr. 30 stbr.
— — Komische Opern. 1 Rthlr. 18 stbr.
— — Lirische Gedichte. 1 Rthlr. 6 stbr.
Zacharia poetische Schriften. 6 Thl. 4 Rtlr. 24 st.
Göthens Schriften. 4 Thl. 2 Rthlr. 12 stb.
Stolbergs Gedichte. 42 stb.
Geschichte Florentin von Fahlendorn. 42 stb.
Blums Gedichte. 42 stb.
Kretschmans Werke. 1 Rthlr. 6 stbr.

Auch sind noch von den Königs Werken die 5 ersten Theile, für den geringen Pränumerationspreiß von 3 Rthlr. 12 stb. unter Vorausbezahlung zu haben.

# Niederrheinische Unterhaltungen.

IV. Heft.

Monat April.

1789.

Wesel
bey Franz Jakob Röder, Buchh.

Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beym Empfang des letzten Stücks im Dezemb. bezahlt wird, ist 1 Rtlr. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rtlr. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

---

## Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| 1. Nachtrag zu dem Versuch einer Charakteristik der Feinen im Herzogthum Berg. | 209 |
| 2. Anfrage. (Eingesandt.) . . | 222 |
| 3. Rohe Sitten und Denkungsart unserer Voreltern. Aus einer alten Chronik | 224 |
| 4. Anrede an die deutschen Einwohner in Nordamerika. . . . . | 225 |
| 5. Königl. Preuß. Cabinetsordre die erneuerte Feyer des Himmelfahrts-Tages betreffend | 240 |
| 6. Anrede an die deutschen ꝛc. (Beschluß.) | 241 |
| 7. Die Clevische Union vom Jahr 1489 verglichen mit 1789. von S***. . | 246 |
| 8. Schreckliche Gefahr bey einer zu prompten Justiz. (Aus dem Französischen.) v. E. | 250 |
| 9 Ueber die beste Art der Behandlung Sektirischer Christen. (Zwey Cabinetsbefehle Friedrichs des Großen.) . | 257 |
| 10 Einige Züge aus dem Charakter der Indianer. von v. S***. . . | 261 |
| 11. Ein paar Beyträge zur Naturgeschichte, von v. S***. . . . | 266 |


12.

Niederrheinische Unterhaltungen

1789. IV. Jahrgang.

Viertes Heft. April.

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

LANDES- UND STADT-BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

# I.

## Nachtrag zu dem Versuch einer Charakteristik der Feinen im Herzogthum Berg.

An die Herausgeber.

Sie haben, M. H. gegen das Ende des abgewichenen Jahrs ein eben so nüzliches als wohlgerathenes Stück geliefert, da Sie a) die Blöße der Feinen im Herzogthum Berg zu zeigen sich bemüht haben. Alles was Sie von

 dieser

a) Dies Compliment gebühret nicht uns, sondern dem Verfasser des oben erwähnten Versuchs einer Charakteristik. D. H.

dieser Sekte sagen; ist nur äußerst gelinde b) gegen die Gedanken, welche der große Friederich in seinem 107ten Brief an Voltaire darüber äußert: „In Frankreich giebt es Convulsionäre, „in Holland Feine und unter uns Pietisten. Dergleichen Menschenarten wird es geben, so lange die Welt steht; so wie es in den Wäldern „unfruchtbare Bäume und unter den Bienen Wespen giebt.“ c) Diese lezte Aeusserung des grossen

b) Sonderbar! Eben das, was der Verfaßer der in No. 1 des vorigen Monats enthaltenen Beleuchtung ꝛc. für etwas erklärt, das der Liebe, der Nachsicht, der Toleranz und dem Geist Christi zuwider sey, eben das erklärt der Verfaßer des gegenwärtigen Aufsatzes für äußerst gelinde — Ein neues Beyspiel, wie doch ein und eben dieselbe Sache so verschiedentlich beurtheilt werden kann.

D. H.

c) Als eine ausführlichere Probe, wie dieser große König und Menschenkenner über diese Leute, und überhaupt über das, wodurch sie sich unterscheiden, über Absonderungen und Consentikeln, über Frömmeley und Aberglauben dachte, mag folgendes Cabinetsschreiben und ein Privatbrief dieselben hier nicht am unrechten Orte stehn:

„Nachdem Se. Königl. Majestät in Erfahrung gebracht, daß der hiesige Prediger Schubert zeither in seinem Hause wöchentlich gewiße Versammlungen unter dem Namen von Erbauungsstunden gehalten, Se. Majestät aber aus bewegenden Ursachen dergleichen Privatversammlungen in Partikulierhäusern umso weniger gestatten wollen, weil dadurch nicht nur äußerlich Trennungen um Uneinigkeiten

ser Königs und besonders die darin von demselben gewählte Vergleichungen, sind mir sehr merkwürdig und auffallend gewesen. Es sey mir



unter den Gemeinen zu besorgen, sondern auch dergleichen schon zu Zeiten Dero Herrn Vaters A. M. gänzlich verboten worden, wie die Exempel davon mit dem Prediger Schinemeyer zu Stettin und dem Prediger Fuhrmann in Berlin noch in frischem Andenken sind; So befehlen Se. Majestät erwähntem Prediger Schubert hierdurch, die Privatversammlungen in seinem Hause einzustellen und diejenigen, welche solche frequentiren, anzuweisen, ihre Erbauung in den öffentlich dazu bestimmten Kirchen abzuwarten. Diese zu befördern, erlauben Se. Königl. Majestät, daß wenn die beyden dazu angesezten Tage, in welchen der Gottesdienst in der Kirche, bey welcher der Prediger Schubert angesezt ist, zur Erbauung der Gemeine nicht zureichend seyn sollten, noch einen Tag in gemeldter Kirche dazu aus- und angesezt werden könne. Wonach sich der Prediger Schubert zu achten. Potsdam den 23ten November. 1742.

Friedrich.

Nicht minder merkwürdig ist folgender Privatbrief desselben an d'Alembert von einem noch jüngern Datum, nemlich vom Mai 1782.

Schmeicheln Sie sich nicht mit der angenehmen Vorstellung, als ob wir zu dem Zeitpunkt gekommen wären, daß die Vernunft über die Menschen herrsche. Erinnern Sie sich, daß vor nicht gar langer Zeit ein deutscher Fürst Meße auf dem Leibe seiner Gemahlin

vergönnt, hierüber noch einige meiner Gedanken vorzutragen. Grade diese beyde Vergleichungen enthalten meiner Meinung nach einen in ganz wenig Worten abgefaßten, wesentlichen Beytrag zur Charakteristik derjenigen Leute, wovon hier die Rede ist. Beyde Vergleichungen sind auch vollkommen richtig und wohlgewählt. Die erstere, da er sie mit unfruchtbaren Bäumen vergleicht, findet selbst ihren Grund in der Bibel und die andere von den Wespen hergenommen, gründet sich auf die Erfahrung.

—

Schon Christus, dieser untrügliche Kenner der Menschen und ihrer Herzen sagte von den Feinen und Pietisten seiner Zeit, den Pharisäern: d)

Kann

lesen ließ, in der Zuversicht, daß sie davon schwanger werden würde. Ferner müßen Sie wissen, daß in Sachsen eine Sekte ist, die sich damit abgiebt, Geister zu citiren. Hören Sie weiter: die Freymäurer haben in ihren Logen eine frömmelnde Sekte, die noch abgeschmackter ist, als alle schon bekannte Sekten, und das will doch viel sagen. So sind wir arme Menschen und so werden wir bleiben, bis an der Welt Ende. Thorheiten, Fabeln und überhaupt alles Wunderbare siegt immer über Vernunft und Wahrheit.

Friedrich.

d) Niemand wende mir ein, die Pharisäer seyen keine Feine und Pietisten gewesen — Separatisten waren sie freylich nicht, sondern grade das Gegen-

Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, und Feigen von den Disteln? Math 7. 16. Auch der eifrige Strafprediger Johannes der Täufer redete mit Anwendung auf eben diese von unfruchtbaren Bäumen, denen die Axt schon an die Wurzel gelegt sey. Math 3. 10. Und so wäre dann die erste Vergleichung hinlänglich gerechtfertigt.



theil. Aber nach dem Sprachgebrauch versteht man, wie auch in dem Versuch der Charakteristik, Seite 345 ganz richtig gesagt wird, unter Feinen überhaupt alle und jede, die sich durch gewiße Andächteleyen — oder auch nur durch eine strengere Enthaltsamkeit von unschuldigen Gebräuchen, oder durch ähnliche auf Religion Bezug habende Dinge von andern Menschen unterschieden. Wer sieht nicht, daß dies auch genau auf die Pharisäer zu den Zeiten Christi paßt? Durch Pietisten insbesondere versteht man diejenigen, die sich ganz eigene Begriffe von Frömmigkeit machen, und nach diesen Begriffen sich selbst für frömmer und beßer halten als andere Menschen. (Siehe Charakteristik Seite 354 flg.) War dies nicht auch ein unterscheidender Zug an den Pharisäern? Man sehe unter andern Luc. 18. v. 9 flg. — Uebrigens verbitte ich mir alle Art von Consequenzmacherey, besonders den Vorwurf, wogegen ich recht sehr protestire, als ob ich hiemit alle und jede Arten von Feinen hätte für Pharisäer erklären wollen.

Anmerkung des Verfaßers.

Die andere findet in der Erfahrung ihren Grund. Die Wespen haben bekanntlich sehr spitze giftige Stacheln, womit sie einen jeden stechen und verwunden, der ihnen und besonders ihrem Nest zu nahe kömmt, daher es auch ein bekanntes Sprüchwort ist, daß man sagt: In ein Wespennest stechen, wenn man anzeigen will, wie gefährlich es oft sey, gewißen Personen und Claßen von Menschen die Warheit zu sagen.

Gewiß paßt dieses Sprüchwort auch sehr genau auf die Feinen. e) Diese machen es eben so wie die Wespen. Ein Beweis davon ist unter andern der dem Schluß der Charakteristik angehängte Brief des Separatisten W*.

Der Schulmeister D. von dem in diesem Briefe die Rede ist, hatte eine Zeitlang mit einer Witwe

e) Leider hat das der Verfaßer der Charakteristik auch erfahren. So behutsam und vorsichtig er sich auch ausgedrückt, so sehr er auch allenthalben seine Schilderungen nach der strengsten Warheit entworfen, und so sehr er sich auch bemüht hat, allen unleichen Auslegungen und falschen Consequenzen vorzubeugen, hat er doch dem gewiß harten — obgleich freylich noch unbewiesenen — Vorwurf eines Mangels der Liebe, der Sanftmuth, Toleranz und der Entfernung vom Geist Christi nicht entgehen können — Wie es dem Verfaßer des gegenwärtigen Aufsatzes gehen wird? ob er nicht selbst einen neuen Beweis von der Warheit jenes Sprüchworts abgeben wird, das wird der Erfolg zeigen.

D. H.

we in Unkeuschheit gelebt und doch dabey, so lange dieser verbotene Umgang verborgen blieb, die Rolle eines Heiligen gespielt. Es war natürlich, daß die Sache, so bald sie durch die Schwangerschaft der Wittwe ruchtbar ward, ein großes Aergernis verursachte, und gewiß hatte das Publicum Ursache, sein Misfallen daran deutlich zu erkennen zu geben, zumal, da die Verführte eine Wittwe, und zugleich Mutter von andern Kindern, und der Verführer ein Schullehrer war.

Nichts destoweniger nimmt ihn der Separatist W* dergestalt in seinen Schuz, daß er nicht allein seinem Vergehen das Wort redet, sondern nun auch alle diejenigen, welche jenen unzüchtigen Umgang für ein großes gegebenes Aergernis hielten, für unbeschridene, freche, blinde und geistlose Namchristen erklärt. Und diesen wespenartigen Ausfall will er noch mit dem bekannten Ausspruch Christi: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein ꝛc. rechtfertigen. Christus hat doch gewiß mit diesem Ausspruch dergleichen Sünden nicht rechtfertigen noch beschönigen, und eben so wenig lehren wollen, daß man die offenbare Sünden derer, die ein öffentliches Aergernis geben, gutheißen, oder nicht einmal sein Misfallen daran zu erkennen geben solle. Die Pharisäer, zu denen Christus jene

Worte sprach, besonders die so genannten Zeloten unter ihnen, waren nach dem eignen Zeugnis des jüdischen Geschichtschreibers Josephus (Buch 4. Cap. 9) meistentheils „Leute, die da raubten das Kostbarste, was sich in den Häusern „der Reichen fand, ohne damit noch ihren Geiz „zu befriedigen; Menschen umzubringen und „Weiber zu schänden, sahen sie als einen Scherz „an, sie trieben Laster, die einen Abscheu erregen und erfüllten Jerusalem mit so viel „Schandthaten, daß diese große Stadt nichts „anders mehr zu seyn schien, als ein großes „Hurenhaus." Da nun Leute dieser Art sich zu Anklägern einer Verbrecherin aufwarfen, sie auch diese Anklage nicht aus Abscheu gegen das Verbrechen, nicht aus Liebe zur Tugend, sondern blos in der Absicht, Christo einen Fallstrik zu legen, vorbrachten; so konnte ihnen wohl keine bessere und treffendere Abfertigung gegeben werden, als die Antwort: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. rc. Eben diesen Ausspruch aber nun auf jeden unbescholtenen Menschen anwenden wollen, der über das offenbare und erwiesene Vergehen eines andern, über ein würkliches und öffentliches Aergernis sein Miskallen bezeuget, das heißt doch wohl nichts anders, als die Bibel offenbar misbrauchen und ihre Aussprüche mit den Haaren herbeyziehen.

Was

Was läßt sich nicht sonst noch aus den Aeußerungen des Mannes schließen, der sich nicht scheut, gradezu zu erklären, daß er den Mstr. D. nach Begebung dieses Aergernißes noch lieber habe als zuvor? — Was soll man besonders davon denken, daß er seinen beyden Correspondenten, dem Prediger N* und Mstr B*. (welche zu der Zeit beyde, so wie auch der Verfasser des Briefes selbst, noch unverheyrathet waren) bey Gelegenheit es deutlich machen wil, was für ein Geheimnis unter jener Unzucht des D* verborgen liege? — Sollte etwa das Geheimnis gar darin bestehen, daß Mstr. D* mit seiner Gesellschafterin einen so heiligen Saamen, wie dito Loth zu erwecken, aus Geistes Antrieb sich gedrungen gefunden habe? — Kurz der ganze Brief ist in jeder Rücksicht ein wahres Aktenstück zur Belegung des durchaus unmoralischen Systems dieser Sekte. Der Mann affektirt darin die Frömmigkeit auf eine recht pharisäische Art: Wir sind nicht wie andre Leute. Er misbraucht die Bibel und ihre Aussprüche, die er mit den Haaren herbeyzieht. Er macht aus groben Lastern Kleinigkeiten, ja er redet ihnen so gar das Wort, und stellet sie wol selbst als Mittel zu höheren Geistesvollkommenheiten vor. Endlich sezt er sich selbst auf den Richterstuhl und verurtheilt nicht nur alle, die ihr Misfallen an dem verübten Laster bezeugen, zu Unchristen, sondern

weissagt

weissagt überdem mit prophetischer Stimme ihr Unglück, daß ihnen über kurz oder lang die Steine der Rache auf den Kopf fallen werden.

Gott verhüte, daß dergleichen Religionsprincipien, wie sie in diesem Schreiben des W* so unverhohlen offen gelegt sind, ja allgemein, oder gar öffentlich vorgetragen werden. Wie würde es dann um das Sittenverderbnis, das diese Scheinheiligen sonst gewöhnlich so zu beseufzen pflegen, tausend und aber tausendmahl schlimmer aussehen, als jezt, da Gottlob! noch diejenige Moral gepredigt wird, die wir Math. 5. 28 und Hebr. 13. 4 zur Vorschrift finden, und die ihres erhabenen Urhebers und seiner großen Apostel so würdig ist — —

Mit Rücksicht auf die beyden anderen der Charakteristik angehängten Originalbriefe muß ich Ihnen nun auch noch etwas mittheilen, was als ein noch ganz neuer Belag zur Bestätigung dessen dienen kann, was der Verfasser der Charakteristik ganz richtig von der Zuverläßigkeit angemerkt hat, die ein Prediger im Bergischen in den meisten Fällen von der auf ihn fallenden Wahl, schon voraus, ehe dieselbe noch gehalten ist, haben kan, und würklich hat. In L*** wurde vor kurzer Zeit eine neue Predigerwahl gehalten, und daß das Loos den Prediger K***

zu

zu W** ganz gewiß treffen würde, davon war man schon lange vorher so gewiß überzeugt, daß das Wahlcollegium wegen seiner so ganz genauen Verbindung und mit Anspielung auf den Namen des zu Wählenden in öffentlichen Gesprächen scherzweise mit einer zusammenhängenden Schnur Korallen verglichen wurde. Auch der zu wählende Prediger selbst hatte von dem Ausgang der Wahl für seine Persohn so viel Gewißheit, daß er am Tage der Wahl zwey Schinken kochen ließ, welche bey Ueberbringung der frohen Nachricht die Boten zu ihrer Erquickung vorfanden, wodurch sich dann dasjenige völlig bestätigt, was der Verfasser der Charakteristik behauptete, nemlich, daß das Vorhersehen und die Gewißheit in dergleichen Fällen nicht auf vorgespiegelten geheimen Geisteseingebungen, sondern auf guten menschlichen Versicherungen beruhe.

Gleichwohl hat sich auch bey dieser Gelegenheit viel Heucheley mit ins Spiel gemischt. Was soll man z. B. davon denken, daß der Prediger, der die Wahl dirigirte, in der vorabgehenden Predigt das weise Betragen des Wahlcollegiums öffentlich rühmte, und ob er gleich selbst, wie man zuverläßig weiß, unter der Hand fleißig für das erwähnte Subjekt mitgewürkt hat, dennoch dem Wahlcollegium, zu dem er selbst mitgehört, in

der

der Wahlpredigt die nachdrückliche Erinnerung gab, nach geendigter Wahl ja nicht zu sagen: Sie seyen es, die den Mann gewählt hätten, sondern, Gott sey es, der der Gemeine diesen Hirten nach seinem Herzen gegeben habe. f) Risum teneatis amici — ist hier zu wenig gesagt. Nein man kan sich eines gerechten Unwillens dabey nicht enthalten, und muß mit Luther die alte Klage wiederhohlen:

„ O Gott der theure Name dein
Muß ihrer Schalkheit Deckel seyn. "

Von dem Menschlichen deßen so viel bey diesem Geschäfte mit untergelaufen, oder richtiger zu sagen, dieses ganze Werk dirigirt hat, verdient auch folgendes noch bemerkt zu werden.

An dem angeführten Ort hat der Kirchenmeister der Stadt, das ungewöhnliche Prärogativ, daß er bey einer Predigerwahl aus den verschiedenen Vierteln der Stadt sechs stimmende Glieder ernennt, die mit den übrigen, deren in allem ohngefähr vierzig Persohnen sind, den neuen Seelenhirten erkiesen. Auf diese Art hat also ein

f) Daß sich der gute Prediger in diesem Stück mächtig geirrt habe, hat auch nachher der Ausgang gewiesen, indem der erwählte Prediger K. den Beruf würklich ausgeschlagen hat.

ein Mann mit seinen Creaturen, die er sich nach Wohlgefallen schaft, und die es sich hinwiderum zu einer besonderen Ehre rechnen, so hervorgezogen zu werden, auf den Ausschlag der Wahl ein sehr großes Gewicht. Dieses vorzugs hat sich auch der gegenwärtige Kirchmeister der Stadt auch dergestalt zu bedienen gewust, daß ohngeachtet schon zwey nahe Verwandte von ihm im Consistorio folglich auch im Wahlcollegio waren, er oben drein noch drey der allernächsten, die er nur haben konnte (es waren Schwiegervater und Bruder) zu stimmenden Gliedern ernannt hat, so daß also seine Familie so zu reden, allein einer eben so ansehnlichen als volkreichen Gemeine von 12000 Seelen einen Prediger gegeben, es mag nun derselbe für den Ort und die Gemeine der Mann seyn oder nicht.

Mir deucht dies auch immer ein schrecklicher Misbrauch einer sonderbaren Gewalt und eines ungegründeten Vorrechts, und ich zweifle nicht, mehrere werden darin mit mir übereinstimmen. Wenigstens bin ich selbst Zeuge davon gewesen, daß mehrere Mitglieder der erwähnten Gemeine selbst ihre Unzufriedenheit darüber auch bey dieser Gelegenheit nicht haben bergen können.

Wenn Sie, M. H. vorstehenden Nachrichten und Bemerkungen in Ihren Unterhaltungen auch

ein

ein Plätzchen gönnen wollen, so werden Sie Sich den verpflichten, der sich unterzeichnet

T. P. C.

---

## 2.

## Anfrage.

(Eingesandt.)

Das grobe Stück oder Scheit, welches durch das Beil von Holz fällt, der feinere Span, welchen die Hobel abnimmt und das noch feinere Sägemehl sind drey verschiedene Arten von Holz Abfall, die alle ihrem Wesen nach Holz sind und bleiben, und sich durch nichts als durch das Grobe und Feine unterscheiden, und noch nie ist es dem Stammvater Eiche oder Buche eingefallen, über den Werth oder Unwerth des Groben und des Feinen ein entscheidendes Urtheil zu fällen: Jedes hat seinen besondern Werth nach dem Zweck, wozu es bestimmt ist, oder wozu man es brauchen will. Meine dicke, verständige Köchin gebraucht, wenn sie das Feuer am Heerd anlegen will; Hobelspäne, zur ferneren Unterhaltung des Feurs sind ihr die Scheiter, welche die Axt liefert, und wenn sie auch noch so grob wären, angenehm, und wenn sie Schin-

ken,

ken, oder gutes Rindfleisch, auch zu Zeiten einen hübschen Lachs räuchern will, so ist ihr das Sägemehl am willkommensten.

Da also das Grobe und das Feine jedes in seiner Art seinen guten Nutzen hat — Warum werden dann die Feinen im Bergischen so gehudelt?

Dies ist eine Anfrage, deren Beantwortung im nächsten Blatt gebeten wird.

***.

* * *

Gehudelt hat man die Feinen des bergischen Landes nicht, wenigstens in diesen Blättern nicht, sondern nur charakterisirt, und nach der strengsten Warheit geschildert. Soll also die vorstehende Frage so viel heißen, als:

„ Warum läßt man diese Art Leute nicht
„ in Ruhe? Wäre es nicht in der That
„ beßer, der sogenannten Feinen gar nicht
„ zu erwähnen, weder davon zu reden
„ noch zu schreiben und sie lieber ihren
„ Gang ganz ruhig und in der Stille
„ fortgehen zu laßen?

Soll das der Inhalt jener Frage seyn, so darf die Beantwortung derselben nicht erst bis zum nächsten Blatt verschoben werden, denn so wohl diese Frage selbst mit eben den hier vorge-

tragenen

tragenen Worten, als auch eine ganz ausführliche Beantwortung derselben steht schon in dem Versuch der Charakteristik selbst, und zwar im Novemberstück vorigen Jahrs von Seite 341 unten an bis Seite 345. wohin wir also den Verfaßer obiger Anfrage verweisen.

Die Herausgeber.

---

## 3.

## Rohe Sitten und Denkungsart unserer Voreltern.

### Aus einer alten Chronik.

Im Jahr 1449 auf St. Gallustag, wurden einige Weiber in der St Martinskirche zu Memmingen *) wegen der Kirchenstühle uneins, und schlugen einander in der Kirche, wurden daher ins Gefängniß gelegt. Die Geistlichen vermeinten, man müsse die Kirche wieder weyhen, und wollten die Sache an den Bischof berichten. Der Rath aber urtheilte, es seye nicht nöthig — weil es nur Weiber wären — und die Geistlichkeit ließ es bey diesem Ausspruche beruhen!

Welcher Mangel an Galantrrie!

***.

*) Eine der besten und wohlhabensten Reichsstädte in Schwaben.

---

# 4.

## Anrede an die deutschen Einwohner in Nordamerika.

Diese in mehr als einer Rücksicht merkwürdige Rede ist einer zu Philadelphia bey Melchior Steiner 1787 gedruckten Acte zur Incorporirung und Stiftung einer deutschen hohen Schule (College) und Freischule in der Stadt und County Lancaster, im Staat Pensylvanien angehängt, und wir zweiflen nicht, sie wird von jedem unsrer Leser, dem der Name eines Deutschen nicht ganz gleichgültig ist, mit Theilnehmung gelesen werden.

D. H.

Da sehet Ihr, geehrteste Freunde, was die Assembly für euch zu thun gedenket. — Gewiß wundern sich viele unter euch, wie man doch dazu komme, daß man für die Deutschen solche besondere Sorge träget; und dies wollen wir euch sagen, und zwar so deutlich als möglich, damit es alle wohl verstehen mögen. — Ihr sehet, daß manche Engländer diese Anrede unterschrieben haben, die alle rechte gute Freunde von euch sind, und sehr wünschen, daß ihr doch diese Gelegenheit brauchen, und für die Erziehung eurer Kinder sorgen möget: diese haben es einem Deutschen aufgetragen, der in ihrem und

der übrigen Trusties Namen diese Anrede an euch hat aufsetzen müssen; dies führt derselbe nur darum an, damit ihr sehet, warum diese Schrift gerade so lautet, wie ihr sie hier leset.

Doch, wir haben euch sagen wollen, wie man doch dazu gekommen, daß man für die Deutschen in Pensylvanien solche besondere Sorge träget.

Sehet, lieben Landsleute, viele gutmeinende Engländer und verständige Deutsche haben

Einmal schon von vielen Jahren her gesehen, daß ihr gröstentheils so arbeitsam, so häuslich und so ordentlich seyd, daß Pensylvanien durch euren Fleiß ein so schönes Land geworden, wie es jezt wirklich ist. Die Landleute werden dies wohl auf sich deuten, und sie sind recht daran, denn sie meinet man in dieser Anrede vornemlich; ob man schon keinesweges die Stadtleute dabey ausschließet.

2tens. Ihr seyd zum Theil durch eure Arbeitsamkeit und gute Haushaltung unter dem Segen Gottes auch sehr reich geworden. Die schönsten Aecker und Wiesen, die fruchtbarsten Thäler und angenemsten Gegenden sind ein Eigenthum des Deutschen. Es ist dem ordentlichen Deutschen eigen, etwas zu bewohnen, was er sein Eigenthum

nen-

nennen kann; und was er allein hat, das giebt er nicht gern wieder aus seiner Hand, sondern sucht es durch Fleiß für sich und seine Kinder zu verbessern und zu vermehren. Und hierin handelt ihr gar recht, weil ihr dadurch sehr vergnügte und nüzliche Glieder eines Staats werdet, indem ihr eure Taxen und übrige Ausgaben bey solchem Betragen leicht entrichten und das Land könnt erhalten helfen.

3tens. Es findet sich größtentheils noch die alte deutsche Redlichkeit bey euch, nach welcher ihr einem jeden das Seinige lasset, und überhaupt gewissenhaft zu handeln sucht. Und auch darin handelt ihr recht sehr klug, weil das Englische Sprüchwort immer wahr bleibt: Honesty is the best Policy, Ehrlichkeit ist die größte Klugheit.

4tens. Ja viele gehen noch weiter; sie denken auf die Zukunft. Es ist ihnen drum zu thun, daß sie auch einmal in der Ewigkeit glücklich seyn wollen. Sie lieben die Religion, die ihnen den Weg zu einer seligen Ewigkeit weiset: sie bauen Kirchen, halten Prediger, und bestreben sich mit einem Worte, fromm zu leben; und zum wahren Ruhme der Deutschen kann man auch sagen, daß nicht wenige wirklich wahrhaftig fromm sind, und Gott von Herzen fürchten. Nun alles dies sind ja freylich sehr lobenswürdige Ei-

schaften, ein solches Volk ziehet ja mit recht die Aufmerksamkeit aller Vernünftigen auf sich; und daher ist es kein Wunder, wenn man sich Mühe giebt, dasselbe aufzumuntern, daß es noch immer brauchbarer und glücklicher werden möge.

Doch bey allen diesen Vorzügen hat euch noch immer etwas gemangelt, welches für euch und für das Land schädlich war; eure Kinder haben nicht die Erziehung, wie sie nach den Umständen des Landes doch billig haben sollten, und davon will man nun einmal recht deutlich mit euch reden, merket daher:

Einmal. Ihr habt Land, Geld und Güter; ihr wißt durch lange Erfahrung wol, wie sauer dies zu erwerben sey; ihr seyd auch durch die Erfahrung und Uebung nach und nach klug geworden, daß ihr das eurige zusammen halten könnt. Aber sehet euch einmal in eurer Gegend um, wie es mit vielen Kindern reicher Leute bisher gegangen ist. Sie hatten zwar bey ihren Eltern essen und trinken gelernet, sie hatten zwar bald wahr genommen, daß ihnen ihre Eltern eine große Erbschaft hinterlassen, daß sie nun reiche Leute wären; aber sie hatten den Verstand nicht, das zu erhalten, was sie geerbt hatten, und waren noch viel weniger geschickt, dasselbe zu vermehren. Weil sie die Welt nicht

kannten,

kannten, so fielen sie bald in solche Hände, die ihnen das Ihrige namen, und sie arm machten. Sie waren zu unwissend, den verschlagenen Nachstellungen solcher Bösewichter zu entgehen. Woher kam aber dies? Daher, lieben Freunde, weil ihr Verstand auf Schulen nicht war aufgekläret, und sie durch den Unterricht in der Religion nicht zur wahren Furcht Gottes waren angeführet worden, welche zur wahren Weisheit und daher zur Glückseligkeit führt.

Andere, weil sie wußten, daß sie reich waren, fingen ein lüderliches Leben an, gerieten in böse Gesellschaften, legten sich aufs Spielen, besuchten die Wirtshäuser, und wohnten andern Ausgelassenheiten bei. Die Ursach davon war, sie hatten nicht nöthig, wie sie glaubten, zu arbeiten, denn das hatte der Vater für sie gethan; sie mußten sich nun aber doch die Zeit vertreiben, und da giengen sie zu Grunde, machten sich ungesund, und gerieten in die äußerste Armuth. — Wären aber solche elende Menschen in der Jugend zur Schule angehalten worden, hätten sie etwas rechtschaffenes gelernt gehabt; seht, so hätte ihr Gemüth nachher von andern Vergnügungen gewußt, wobei man recht glücklich seyn und bleiben kan — sie hätten ihre Zeit mit Lesung eines guten Buchs, mit Erforschung der Natur, mit Verbesserung ihrer Aecker und Wie-

sen, und mit allerley andern nützlichen Beschäftigungen zugebracht — sie hätten aus gelehrten Büchern viel gelernt, wie sie auf eine vortheilhafte Weise ihre Ländereyen immer in einen bessern Stand setzen könnten: denn die Gelehrsamkeit ist insonderheit dem Landbau sehr nützlich, weil sie erfinderisch ist, wie ja alles von Gelehrten seinen Ursprung hat, was ihr mit Vortheil bei eurem Geschäfte brauchet; und davon könnte man euch ja wol ein ganzes Buch schreiben, zu wie vielen Dingen einem Landmann die Wissenschaften nützlich seyn können. — Doch wir haben uns vorgenommen, in den deutschen Zeitungen euch noch recht viel von Zeit zu Zeit davon zu sagen, und daher wollen wir es für diesesmal übergehen.

2tens. Viele unter euch sind sehr unwissend, und meinen, es sey genug, wenn sie nur zu pflügen, zu säen, zu erndten, Vieh zu füttern und dergleichen, verstünden, so wüßten sie schon genug: aber habt ihr nicht schon oft ausgefunden, daß das für einen Mann noch nicht genug sey? — Wie oft müßt ihr nicht zu euren Nachbarn laufen; bald müssen euch die einen Brief schreiben, bald einen für euch lesen, bald euch dies aus dem Gesetze erklären, bald jenes sagen. Nun seht einmal, wie schlecht dieses für einen Mann stehe! Freylich viele hatten die Gelegenheit nicht,

wie

wie der Nachbar etwas zu lernen, und da sind solche ja wohl zu entschuldigen; aber wollt ihr denn eure Kinder in diesem Stücke nicht willig glücklicher machen, wie ihr selbst seyd? Wollt ihr nicht gern alles mögliche dazu beytragen, daß sie etwas rechtschaffenes lernen?

3tens. Die Unwissenheit des größten Haufens unserer Deutschen ist die Ursach, daß sie sich bald auf die eine bald auf die andere Seite in Regierungssachen ziehen lassen. Bald denkt ihr, ja das ist eine rechte Assembly, die handelt auf das beste fürs Land, das sind rechtschaffene Männer; kaum aber kömmt einer oder der andere, der eure Unwissenheit kennt, und der ein gut Mundstück hat, so stimmt ihr geschwind ein ander Lied an, und haltet solche für gar böse Leute, die kurz vorher in euren Gedanken recht brave Männer gewesen waren. Seht, lieben Freunde, da laßt ihr euch nur von andern zu ihrem Zwecke brauchen. Besinnt euch nur einmal auf eure Elektionstage, ist da nicht oft ein einziger Mann, der euch bey Dutzenden von eurer vorigen Meinung abführt? Müssen nicht die allermeisten sich ihre Tickets schreiben lassen, die sie eingeben wollen? Ja, werden nicht viele Hundert in Pensylvanien betrogen, da sie oft Tickets eingeben, auf welchen ganz andre Namen stehen, als sie eingeben wollten, weil sie selber

nicht einmal lesen, viel weniger selber schreiben können! O was ist das für eine Schande für uns Deutsche, daß ein einziger Mann einen ganzen Haufen von Deutschen so für Narren halten, und mit ihnen machen kann, was er will! Aber kömmt dies nicht wieder von der großen Unwissenheit der Deutschen her? Und wollt ihr denn eure Kinder nicht aus dieser Verachtung herauszureissen suchen?

4tens. Ihr seyd sowohl freye Leute wie die Engländer, und müßt euch doch größtentheils durch die Engländer regieren lassen. Zum allerwenigsten macht ihr ein Drittheil von Einwohnern dieses Staats aus. Nun zählt aber einmal, wie viele von euch in der Assembly, Council, und andern Aemtern stehen: sind nicht die meisten Stellen mit Personen von andern Nationen besezt? Wie oft wären die Engländer gern behülflich dazu, auch mehr Deutsche in die Regierung des Staats zu ziehen; sie erkundigen sich auch wohl bey andern Deutschen deswegen; aber wie schwer fällt es da nicht, in einem ganzen County nur einen oder zwey Mann zu finden, die auch tüchtig zu solchem Amte sind. Ja, heißt es da, das ist ein ehrlicher braver Mann; aber er kan kein Englisch, er kan nicht schreiben, er versteht nichts von den Rechten des Lands, er schickte sich sonst recht wohl, aber das macht ihn un-

tüchtig.

tüchtig. O wie erniedrigend, wie schlecht lautet dies für den Deutschen! Die Deutschen sind ja eben so wohl Menschen, wie die Engländer, sie können ja eben so wohl etwas lernen, wie jene; aber sie sind nicht dazu angehalten, und halten auch größtentheils ihre Kinder noch nicht dazu an. Und seht, daß ihr nicht denkt, daß hier zu viel gesagt wird, so will man euch einmal sagen, was man von Philadelphia weiß.

Die Deutschen hier in der Stadt machen beynahe die Hälfte von Einwohnern aus. In vorigen Zeiten waren nie über 3 Deutsche auf einmal, die ihre Kinder studiren ließen; ja manchmal war kein einziger, zu einer Zeit, wenn 2 bis 300 englische Kinder studirten. Die Assembly gab den Deutschen in der hiesigen Academie mit Antheil. Es wurden auch deutsche Lehrer mit bestimmt; dies munterte freylich die Einwohner in der Stadt etwas auf, aber bey weitem nicht, wie es gesollt hätte: denn seht, da von den Engländern an die 400 Kinder zum Studiren gehalten werden, so sind kaum 50 von den Deutschen, und diese werden theils durch die Eltern wieder weggenommen, wenn sie kaum angefangen haben; theils wird das Schulgeld von andern für sie bezahlt, da sonst die Anzahl noch weit geringer seyn würde. Der Engländer, wenn er auch arm ist, lässet es seinem Buben wissen,

du mußt etwas lernen: der Sohn siehet, der Vater bestehet darauf, und daher ist er fleißig, um mit seiner Classe fortzukommen, und sobald als möglich, mit seinem Studiren fertig zu werden. Der Deutsche ist zufrieden, wenn sein Kind höchstens lesen, schreiben und ein wenig rechnen kann: wird er nun überredet, einen Versuch zu machen, sein Kind studieren zu lassen, so geschiehet dies wohl manchmal; aber es ist dem Vater kein rechter Ernst, der unverständige Sohn merket dies, und weil er von Natur faul ist, so lässet er sich keine graue Haare darüber wachsen, ob er weiter kömmt oder nicht, indem er weiß, daß sein Vater es so müde ist, Schulgeld zu bezahlen, wie er es müde ist, sich mit lateinischen und griechischen Vocabeln zu schlagen, und sich den Kopf mit mathematischen Grillen zu plagen; und eh man sichs versieht, so wird der Sohn der Beschwerlichkeit überhoben, und entweder in eine andere Schule gesandt, wo er mehr faullenzen kann, oder man läßt ihn wohl gar daheim, oder thut ihn höchstens zu einem andern Geschäfte; da denn aus einem Kinde, das wegen seiner Fähigkeiten einmal eine Ehre der Familie hätte werden können, nur oft ein ganz gemeiner und unbrauchbarer Mann wird. Derjenige, der sehr leicht und aller Wahrscheinlichkeit nach einmal einen Sitz in der Assembly, Cauncil, oder Gerichts-Stätten mit Würde hätte haben,

oder

oder das Amt eines Friedens-Richters hätte bekleiden können, eben der ist dann kaum geschickt, das Amt eines Constablers zu versehen. Wie werden sich manche in Zukunft schämen, wenn sie verschiedene englische und auch einige deutsche Kinder sehen werden, die jezt etwas rechts lernen, und zum Theil sehr arm sind, ich sage, wie werden sich manche schämen, wenn diese angesehene Männer und ihre Kinder, wohl mit dem Hute unter dem Arme, vor diesen als verachtete Menschen werden erscheinen müssen. Ja, was werden die Kinder selbst von ihren Eltern denken, wenn sie zu mehrerem Verstande kommen; werden sie nicht das Verhalten derselben heimlich beseufzen, und oft die Klage hören lassen müssen: ach, warum hat mein Vater so an mir handeln können! ach, warum habe ich denn nicht eben sowohl etwas lernen dürfen, als der und der! ich brauchte mich jezt nun nicht so zu plagen, mein Vater war ja eben so reich, wie der Seinige war, und ich war ja auch nicht dümmer wie der Tommy oder Peter, der ist nun ein angesehener Mann, und ich nur ein Tropf! Eltern denkt hierüber nach, und seyd versichert, dies wird bey vielen genau eintreffen. Thut noch, thut gleich dazu, und gebet euren Kindern eine gute Erziehung; sie danken euch einmal mehr dafür, als wenn ihr ihnen tausende hinterlasset.

5tens,

5tens. Es ist euch im Anfange dieser kleinen Anrede das Lob beygelegt worden, daß viele unter euch fromm sind, und daß die Deutschen überhaupt für die Aufrechthaltung der Religion Sorge tragen. — Aber, meine liebe Freunde, wo wollt ihr endlich Prediger und Schulmeister hernehmen, wenn ihr eure Kinder nicht studiren lasset? Werden nicht schon jezt verschiedene Gemeinen durch schlechte Prediger zu Grunde gerichtet; und in manchen Schulen, o wie traurig siehet es da nicht aus! Ja, sind nicht die meisten Gemeinen und Schulen, wo es auch noch so gut aussieht, mit Leuten von Deutschland besezt; dies zeiget, daß in unserm Vaterlande wohl noch auf die Erziehung gesehen wird, aber daß dieselbe leider in America gänzlich vernachläßiget worden. Ja, denkt hier mancher: „ich wollte mein Kind einen Pfarrer oder Schulmeister werden lassen, dafür bedanke ich mich! daß sind ja die geplagtesten Leute, die seyn können, die haben ja hin und wieder in diesem Lande kaum das liebe Brod, es ist bey den Deutschen nicht wie bey den Englischen, da haben sie gröstentheils viel besser zu leben.“ Ihr habt recht, aber ist das Ehre für die deutsche Nation? Wird das der Religion unter den Deutschen aufhelfen? Denkt ihr, daß eure Kirchen und Schulen so bestehen werden? Entweder müssen eure Nachkommen mit den schlechtesten Leuten zufrieden seyn, oder Sprache und

Religion

Religion aufgeben: und dazu habt ihr den Grund gelegt, und eine schwere Sünde auf euch geladen. Ließet ihr eure Kinder studiren, da würdet ihr schon selbst an euren Kindern bemerken, wie viele Mühe und Arbeit es koste, etwas rechtschaffenes zu lernen; ihr würdet willig seyn, euren Lehrern und Schulmeistern einen reichlichen Unterhalt zu erlauben, und diese würden euch denn mit desto mehrerm Eifer dienen. Eure Nachkommen würden wahre Verdienste zu schätzen wissen, und da sie aus eigner Erfahrung wissen würden, daß es mehr koste, ein Gelehrter, als ein Landmann oder Handwerksmann zu werden, so würden sie dem Gelehrten auch gern für seine Arbeit sich dankbar beweisen. Eure Kindes Kinder würden die Früchte davon noch einerndten können. Seht, lieben Freunde, so wie es bisher an manchen Orten gegangen, so kann das deutsche Kirchwesen unmöglich bestehen. Die Kirchen, die ihr schon habt, werden in wenig Jahren verlassen stehen, und was soll dann aus der vermehrten Anzahl von Deutschen unter euch werden? Ja wie viele Gegenden sind nicht jezt schon, wo die Einwohner vielleicht in 6 oder 8 Wochen keine Predigt hören, wo die arme Jugend wie die Wilden aufwachsen. Und wer weiß, ob dein Sohn oder Enkel, o Vater! der du dieses liesest, nicht in eben solche Gegenden gerathen, und dein Andenken noch verabscheuen wird, daß du und

die

die mit dir lebten, nicht besser auf die Aufrechthaltung der Religion bedacht gewesen seyd; oder vielleicht hat er durch deine Vernachlässigung eine solche Gleichgültigkeit gegen alles Gesittete und Religiöse eingesogen, daß er so unwissend und wild wie ein anderer Indianer seine Tage beschließet.

Ehe ich diesen Punkt beschließe, so will ich nur noch einige nöthige und gutmeinende Regeln beyfügen.

Einmal, sehet in eurem Kirchen Wesen nicht so wohl auf die äußere Pracht eurer Gebäude und großen Reichthum, sondern mehr auf die Erhaltung derer, die euch in euren Kirchen und Versammlungs Häusern dienen; denn eure Kirchen werden nachher von selbst gar bald in einen blühenden Stand kommen, der Lehrer wird mit mehr Muth und Eifer seinen Dienst versehen, und durch den Lehrer müsset ihr ja doch alles erhalten, was zu Aufbauung eurer Kirchen und Schulen einkommen sollte. Habt einmal auf 1 oder 2 Jahre keinen Lehrer, und dann rechnet aus, wie hoch sich die Einnahmen bey euren Kirchen belaufen werden, und wie viel ihr werdet erspart haben, da ihr keinen Lohn, wie mans in Pensylvanien nennt, einem Lehrer zu zahlen hattet.

2tens. Seyd in der Wahl und Annahme eurer Prediger vorsichtig; ich habe mir für gewiß er-

zählen

zählen lassen, daß man mit Annahme eines Predigers im Lande schon manchmal eine Art von Handel getrieben. — Eine gewisse Gemeinde hatte einen braven ordentlichen Mann, der sein Amt redlich versah; er hat bisher 60 Pfund zu seinem Salario gehabt: es kam ein andrer schlechter Mensch, der both seine Dienste für 55 Pf. an. Ja, hieß es, da können wir 5 Pf. sparen, wir nehmen den neuen Pfarrer, und so mußte der andere wirklich fort, und man beladete sich zur Schande der Religion, mit dem schlechten Manne. Seht, daran war wieder der Mangel der Erziehung schuld.

Zum 3ten, lasset euch das Geld nicht gereuen, das ihr euren Schulmeistern zahlet. Seyd versichert, es ist kein Brod saurer, als was mit Schulhalten verdient wird. Ja laßt eure Kinder es sehen, daß das Lernen eine wichtige Sache sey, so werden sie es auch für wichtig halten, und mehr Fleiß dabey anwenden, als wenn sie es so wohlfeil haben können. Auch Kinder wissen schon, daß das nicht viel werth seyn müsse, was man so wohlfeil haben kann, und daher brauchen sie es auch als eine sehr gleichgültige Sache, und lernen auch leider zum Theil nur sehr wenig.

4tens. Mit der Annahme eurer Schulmeister gehet es an vielen Orten noch schlechter, wie mit Annahme eines Predigers. Es kömmt ein ordentlicher geschickter Mann, und bietet sich zum

Schulmei-

Schulmeister im Lande an, er will das Kind für 5 Schil das Vierteljahr unterrichten; er ist ein Mann, der Geschick hat: es kömmt ein anderer, der weniger Geschicklichkeit besitzet, und bietet seine Dienste 6 Pens wohlfeiler an: ja es kömmt endlich ein sehr schlechter Mensch, der nimmt nur 4 Schil. Ei, sagt der Gebieter der Gegend, da ersparen wir alle Vierteljahr 1 Schil., das macht 4 Schil. des Jahrs: kommt ihr Leute, wir wären ja Thoren, wenn wir unser Geld so wegwerfen sollten. Man folgt ihm, nimmt den unwissenden Menschen an, und nun lernt das arme Kind für die 4 Schil. kaum 6 Pens werth.

(Der Beschluß nächstens)

---

## 5.

## Königl. Preußische Cabinets-Ordre die erneuerte Feyer des Himmelfahrts-Tages betreffend.

Mein lieber Etatsminister von Wöllner!

Ich bin mit euch vollkommen einerley Meinung, daß die vielen Festtage auf mancherley Weise vornemlich dem Nahrungsstande und der unteren Volksklasse in einem Lande nachtheilig sind, und mein Wille ist daher, daß es bey der unter der vorigen Regierung verordneten Abschaffung verschiedener Feyertage sein ferneres Bewenden haben soll, der Himmelfahrtstag allein ausgenommen, welcher wegen seiner Wichtigkeit, wie ehemals an einem besondern Tage gefeyert werden muß, weshalb Ihr in dieser zu eurem Departement gehörigen Sache das Nöthige zu verfügen habt, und ich bin Euer wohlaffectionirter König. Berlin den 4ten Merz 1789.

Friedrich Wilhelm.

# 6.

## Anrede an die deutschen Einwohner in Nordamerika.

(Beschluß.)

5tens. Eure Kinder sollen und müssen nicht alle Gelehrte werden, das ist wahr; es müssen auch Kaufleute, Landleute, Handwerker, und Taglöhner seyn. Aber ein Kaufmann, der nur Wissenschaften besitzet, die er in niedrigen Schulen gelernt hat, mag sich wohl in vorigen Jahren haben durchschlagen können; aber meine Freunde, die Zeiten und Umstände verändern sich, es wird in kurzem ein Kaufmann Geschicklichkeit haben müssen, wenn er sonst bestehen will; er sollte billig Englisch und Deutsch, samt manchen andern Wissenschaften, gründlich verstehen, wenn er nicht zu Grunde gehen will.

Einem Handwerksmann würde es oft nützlich seyn, wenn er etwas mehr als das gewöhnlichste verstände; wenigstens würde es ihm manches Vergnügen in seinem ganzen Leben verursachen.

Ein Landmann, o wie vergnügt, wie vortheilhaft könnte der sein Geschäfte treiben, wenn durch Wissenschaft sein Geschäfte gewürzet sey.

Tagelöhner — doch es werden wenige meiner Leser wünschen, daß ihr Sohn einmal ein Tagelöhner werden soll. Nun dann sorget für denselben, und gebt ihm eine gute Erziehung, so gut als es euch immer möglich ist.

Und überhaupt sollten die Americaner zu dieser Zeit recht viele Kinder studiren lassen, weil die Anzahl vornemlich unter den Deutschen gar zu gering ist von denen, die etwas gründliches verstehen, und im kurzen doch sehr viele dem Lande von der Art nötig seyn werden, weil sich die Einwohner desselben ausserordentlich vermehren.

Noch eine Anmerkung muß ich hier beyfügen: es gibt Leute in diesem Lande, die sogleich die Nase rümpfen, wenn vom Studieren geredet wird, und die mit aller Gewalt dagegen streiten; die gewiß versichert seyn wollen, daß Lateinisch und Griechisch, Mathematik, Geographie, Historie und Philosophie —, höchst unnütz ja wohl gar schädlich sey. Aber, meine Freunde, das sind gewiß Leute, die dergleichen nie selber gelernet haben. Was würdet ihr nun wohl von einem Menschen denken, der euch erzählen wollte, daß es im Monde sehr ungesund zu leben sey, daß das Brod daselbst so bitter als Galle, und das Wasser alles stinkend sey, würdet ihr ihm nicht sagen: Höre, Freund! halt du dein Maul, du

bist

bist ja nicht im Monde gewesen, wie weißt du denn das?

Ja aber manche haben sogar Lateinisch selber gelernt, sie sagen euch das auch wohl, und werden öfters einen lateinischen Brocken in ihre Gespräche werfen; und doch verachten sie die Sprache, und schreyen solche für unnütz aus, und zwar wohl gar mit einem lateinischen Sprüchwort. Nun hört, lieben Leute, diese Menschen sind entweder selbst Stümper, die nie etwas gründliches gelernt haben: oder sie fürchten, andere möchten so klug, oder wohl noch klüger wie sie werden, und denn würde ihnen an ihrer Ehre etwas abgehen; daher müßt ihr diesen Menschen nicht trauen, sie meynen es nur gut mit sich selbst, aber nicht mit den Eurigen. Wenn es nicht zu weitläuftig wäre, so könnte man euch einen langen Beweis von dem Nutzen insonderheit auch dieser Sprache führen: doch vielleicht geschiehet dies auf ein andermal.

6tens. Die Wissenschaften setzen den Deutschen in den Stand, daß er viel wohlfeiler leben kann. Ich will dies nur mit Einem Umstande euch deutlich machen. Es ist sonderbar, daß die Lawyer das meiste Geld von den Deutschen ziehen. Die Deutschen sind weit mehr in Law-Händel verwickelt, und zwar öfters über

die nichtswürdigsten Kleinigkeiten, wie die Engländer; ein Wort, eine Mine, bringt den Deutschen gleich in eine solche Wuth, daß er sich kaum zu fassen weiß: und was ist die Folge? er läuft zu einem Justice, der steckt seine Zalung in die Tasche, und verbindet den Verklagten über die Court: nun nimmt ein jeder einen Lawyer an, man verfolgt sich von Court zu Court, der Lawyer lacht, und wird durch den Schweiß und die Thorheit seines deutschen Clienten reich. Zulezt gibt endlich wohl der Lawyer selbst den Rath, wenn er siehet, daß nichts mehr zu fischen ist, daß mans durch ein paar Mann soll ausmachen lassen. Nach vielen Unkosten ist nun der gute Deutsche wieder wo er war, da er anfing; nur mit dem Unterschiede, daß sein voller Beutel ausgeleret, und wohl gar Haus und Hof noch dazu versetzet sind.

Nun allen diesen Thorheiten, meine Freunde! werden eure Kinder entgehen, wenn ihr ihnen eine ordentliche vernünftige Erziehung gebt.

In Philadelphia habt ihr nun schon eine Hohe Schule: braucht sie, eure Kinder und Kindeskinder werden euch dafür danken.

In Lancaster wird nun noch eine Hohe Schule besonders für die Deutschen errichtet. O könnten die deutschen Einwohner jener reichen Landschaft den Nutzen einsehen, den eine solche Anstalt auf ihre Nachkommen haben kann! Bedienten sie

sich

sich doch dieser angebotenen Gelegenheit, und hälfen dazu, daß die zu errichtende Schule so bald als möglich in Flor käme!

Aber, meine Freunde! dies kann nicht ohne eure Unterstützung geschehen; wollt ihr eure Kinder durch eine solche Schule glücklich machen, so müßt ihr auch etwas dran wenden. Einige Engländer in Philadelphia haben hunderte subscribirt zu dieser deutschen Schule; ei was sollten denn nun nicht billig unsere wohlhabende Deutsche wagen!

Das Glück und die Wohlfahrt unserer Nachkommen hängt von dem gegenwärtigen Zeitpunkte ab: wer weiß, ob uns je wieder eine solche Thür offen stehet, unsere Nation aus ihrer Niedrigkeit zu erheben, als jezt. Brauchet sie, und erweitert durch eure milde Beisteuer den Eingang zu den Wissenschaften, und zur Wohlfahrt eurer Nachkommen.

Dies ist der aufrichtige Wunsch Eurer wahren Freunde,

| | |
|---|---|
| Casparus Weilberg, | Robert Morris, |
| Thomas Mac Kean, | William Schäff, |
| Georg Clymer, | Thomas Mifflin, |
| William Bingham, | William Hamilton, |
| P. Mühlenberg, | William Rawle, |
| Benjamin Rusch, | Philipp Wäger, |
| Ludwig Farmer, | Daniel Hiester, |

Heinrich Helmuth.

---

# 7.

## Die Clevische Union vom Jahr 1489 verglichen mit 1789.

Es sind jezt grad dreyhundert Jahre, daß unter der Regierung des Herzogs Johann von Cleve, am Mitwochen nach dem Sonntag Exaudi in Büderich eine Union der Clevischen Städte zu Stande kam. Aus der Original Urkunde, die im Stadtarchiv zu Wesel aufbewahret wird, geht hervor, daß der Landesherr damals nicht die besten Finanzräthe gehabt haben müße. Die Domainen waren verpfändet, das Land verschuldet und die Unterthanen durch ungewöhnliche Lasten, dergleichen sie unter den vorigen Herzogen und Grafen nicht gekannt hatten, äußerst gedruckt, und dennoch fehlte es bey den häufigsten Abgaben der Unterthanen so gar an den nöthigsten Fonds zur Bestreitung der fürstlichen Haushaltungs Ausgaben.

Die Klagen über die schlechte Landesadministration wurden immer lauter und erschalleten selbst bis zum Ohr des guten Fürsten. Auf seinen Befehl versammleten sich alle am Freytag nach Jubilate 1489 in der Stadt Wesel die Deputirten nachfolgender Städte: Cleve, Wesel, Emmerich,

Calcar,

Calcar, Duisburg, Xanten, Rees, Dienslacken, Orsoy, Büderich, Sonsbeck, Goch, Uedem, und Grieth in Beyseyn folgender Landsherrlichen Commissarien; Diederich von Riswyk Probst von Cleve, Adolph von Wylich, Erbhofmeister, Herrmann von Wittenhorst, von Schlaun, Drost zu Dienslacken, Wessel van den Loo, Amtmann in der Lymers, Elbert van Hönnepel, Amtmann zu Isselburg, Henrich Knipping, Drost zum Hamm, Sob von dem Grinnberg und Johann Seekuchena, Scholaster zu Cranenburg und Canonicus zu Xanten.

Die Absicht dieser Versammlung war, der Landesfürstlichen Commißion die Fehler in der Administration schriftlich vorzulegen und die Mittel, wie denselben abzuhelfen sey, ebenfals schriftlich anzuzeigen.

Bey einer näheren Conferenz, die in Büderich am Mitwochen nach Exaudi in Beyseyn des Herzogs Johann gehalten wurde, erklärte derselbe, daß er den Vortrag der Städte nicht unbillig fände, und nach ihrem Vorschlag die Administration der Landesrevenüen einrichten wolle, womit sich dieser Städte-Landtag in Büderich endigte.

Da indeßen die Sache bey einer bloßen Un-

terhandlung blieb, und die Clevischen vorgenannte Städte besorgten, daß ihr Benehmen in dieser Landesangelegenheit ihnen vielleicht übel würde ausgelegt werden, so beschloßen sie über den ganzen Vorgang eine förmlich documentirte Acte zu errichten, kraft welcher sie sich verbanden, ihre Rechte, Freyheiten und Privilegien mit gesammten Kräften zu vertheidigen.

Die Geschichte liefert kein Beispiel, daß die Clevische Städte je von dieser Convention Gebrauch gemacht haben, und bey der gelinden Regierung, der sie sich immer zu erfreuen hatten, hatten sie auch keine Ursache dazu.

Als ich diese Acte, welche zu weitläuftig und im ganzen nicht wichtig genug ist, um hier eingerückt zu werden, lase, glaube ich an die Ufer des Dellawarestrohms, oder der Weichsel oder an die Mündung der Maas versezt zu seyn — so ähnlich sind sich die Adamssöhne in allen Zeitaltern und unter allen Himmelsstrichen — Glücklich lieben Brüder, Borussiens Söhne, die wir unter Friedrichs Wilhelms wohlthätigem Zepter ruhig wohnen und unsre Wolfahrt ungestört bewürken können: Für die Aussichten in die Ewigkeit ist jedem der freye Gebrauch aller Mittel zur Aufklärung verstattet, ohne ein Inquisitionsgericht befürchten zu dürfen. Eine heilsame Cen-

sur

sur sichert das, was einem jeden heilig seyn muß, die Ehre der Religion, des Staats und der Persohnen vor den hämischen Angriffen des boshaften Spötters, ohne doch der Denkfreyheit, der Ausbreitung, der Aufklärung und einer vernünftigen Preßfreyheit Schranken zu setzen. Die heiligste durch Vernunft und nach ächten Grundsätzen wahrer bürgerlicher Wohlfahrt aufs neue geprüfte Gesetze wachen über eines jeden Ehre, Gut und Blut vom Fürsten bis zum Bettler und Capuziner. Gegen auswärtige Feinde stehen Legionen muthiger und des Siegs gewohnter Krieger immer in Bereitschaft. Unsre Gesundheit wird gegen die Anfälle der Afterärzte, Zigeuner, Marktschreyer, Urinpropheten, Wahrsager und Zeichendeuter und alle dergleichen Troßbuben der Facultät durch Aeskulaps Wächter in jeder Provinz kräftigst beschüzt. Was wollen wir weiter. Muß nicht dadurch die dauerhafteste Union zwischen Regenten und Unterthanen aller Stände, und zwischen Gottesverehrer ohne Unterschied zuwegegebracht werden? Die Dokumente davon werden nicht in den Archiven, sondern in eines jeden Herzen aufbewahrt.

v. S***.

---

8. Der

## 8.

## Schreckliche Gefahr bey einer zu promten Justiz.

(Aus dem Französischen)

Ein Mädchen von sehr liebenswürdigen Eigenschaften, einer reizenden Gestalt und einem sanften einnehmenden Charakter, aus einer ehrbaren Familie zu Bern hatte das Unglück, den listigen Schmeicheleyen eines Verführers zu viel Gehör zu geben. Die Folge davon war, sie ward schwanger, und das blieb auch nicht verborgen. Reue, Schaam und die Mischung aller der aus ihrer gegenwärtigen Lage entstehenden Affekten brachten sie bald dahin, daß sie sich freywillig allem Umgang entzog. Ihr einziger Trost, oder ihre einzige Beschäftigung bestand darin, daß sie sich täglich an ein nahe gelegenes Gehölz begab, wo sie ihrem Schmerz nachhieng und ihren Thränen ungehindert Lauf ließ, und von dannen sie nicht eher nach Hause zurückkehrte, als bis die Dunkelheit der Nacht ihre Thränen und ihre Schmach den Blicken aller Neugierigen entzog. Diese ihre Lebensart und der Beweggrund dazu waren kein Geheimnis, und wie man leicht denken kann der öftere Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung.

Eines

Eines Tages findet ein Reisender in eben diesem Gehölz den Leichnam eines Kindes, welches, wie es schien, erst an eben diesem Tage gebohren und gleich nach seiner Geburt gestorben war. Er zeigte solches gleich der Justiz an. Das Publikum ist augenblicklich davon unterrichtet; es erhebt sich ein allgemeines Gemurmel; die schöne und bekümmerte Einsiedlerin wird allgemein als diejenige ausgeschrieen, die dem gefundenen Kinde das Leben gegeben und auch wieder geraubt habe. Sie wird auf der Stelle gefänglich eingezogen und vor den Richter geführt. Dieser bey sich selbst schon hinlänglich von der Gewisheit des Verbrechens überzeugt, stellt ein kurzes Verhör an, mehr um der Form willen, als weil er solches in dem gegenwärtigen Fall nöthig gehalten hätte. Er dringt in die Angeklagte, nicht um sich von ihrer Schuld oder Unschuld zu vergewissern, sondern nur um den Augenblick zu beschleunigen, das Verdammungsurtheil über sie aussprechen zu können.

Die Unglückliche zeigt weniger Schrecken und Angst, als Niedergeschlagenheit; aber sie vertheidigt sich auch nicht. Sie leugnet auch nichts von dem, was man ihr vorhält. Der Richter, schon voraus eingenommen, und in seiner Meinung ganz durch den äußern Schein, der so sehr gegen die Angeklagte war, bestärkt, denkt nicht

einmal

einmal auf dasjenige, was doch nöthig war, um die Gewißheit der Schuld auch gerichtlich außer Zweifel zu setzen, er unterläßt auch die allernöthigste Nachforschungen, so gar eine chirurchische Visitation der Person. Alles schien ihm ohnehin völlig bewiesen, und er spricht ohne Bedenken das Todesurtheil. Die Criminalgesetze sind, was diesen Punkt betrift, in Frankreich und in der Schweiz einerley. Nur die Todesart ist verschieden; in Frankreich wird dies Verbrechen mit dem Strang, in der Schweiz mit dem Schwerdt bestraft.

Ueberall sind die Diener der Religion die Tröster solcher Unglücklichen. Auch hier wird ein Geistlicher zu diesem unglücklichen Schlachtopfer der Gerechtigkeit hingerufen; er kömmt, und hat sich drauf vorbereitet, je nachdem er die Verurtheilte finden würde, sie mit Trost aufzurichten und ihr Muth einzusprechen, wenn sie von der Last ihrer Gewissensbiße zu sehr niedergebeugt seyn sollte, oder aber diese Gewissensbiße und ein heilsames Schrecken in ihr rege zu machen, wenn erfunden würde, daß eine zu große und gefährliche Unempfindlichkeit ihre Seele verhärtet haben sollte.

Wie sehr aber ward er in Verwunderung gesezt, als er eine Person fand, die eben so wenig Reue

als

als Furcht zu empfinden, sondern im Gegentheil eine innere Ueberzeugung zu haben schien, daß die That, um derentwillen sie den Tod leiden sollte, kein Verbrechen sey. Seine Verwunderung steigt, als er sieht, daß anstatt sich Vorwürfe darüber zu machen, es begangen zu haben, sie hartnäckig drauf besteht, daß sie das größte Recht gehabt habe, es zu begehn; indem sie sich überzeugt glaubte, daß das Leben eines noch nicht gebohrenen Kindes bloß seiner Mutter angehöre u. s. w.

Der Geistliche sahe bald ein, auf welch einem Gewebe von falschen Voraussetzungen dieses ganze Räsonnement beruhe. Es fiel ihm also leicht, dieselbe zu widerlegen. Es gelang ihm auch würklich, die Persohn zu überzeugen, und sie dahin zu bringen, daß sie es nunmehr selbst einsahe und gestand, daß das Leben eines Kindes selbst in dem Schooß seiner Mutter nur ein ihr anvertrautes Pfand sey, das sie nicht nach Willkühr wegwerfen oder zerstören könne.

Bisher glaubte der Geistliche indessen noch nichts weiter gewonnen zu haben, als daß er jezt einen Schritt weiter zu demjenigen gekommen sey, was er in dieser Sache für sein Hauptziel ansahe, nemlich die Delinquentin nun so viel leichter zu der Reue zu der Gewissensangst bringen

gen zu können, wovon er sie indessen zu seiner Betrübnis noch weit entfernt sah.

Aber wie groß war seine Bestürzung, als sie ihn mit Augen, worin Wehmuth und Unruhe abgemahlt war ansahe und zu ihm sagte: Sie haben mich überzeugt, ehrwürdiger Herr! Aber der Dienst, den ich jezt Recht habe, von Ihnen zu erwarten, ist sehr unterschieden von demjenigen den Sie mir leisten wollen. Sie dringen in mich, daß ich ein Verbrechen bereuen soll. Helfen Sie mir vielmehr, wenn es noch Zeit ist, diesem noch nicht begangenen Verbrechen vorzukommen. Ich habe meinem Kinde das Leben nicht genommen. Die Richter sind es, die indem sie den vermeinten Tod desselben rächen wollen, im Begrif stehn ihm erst den Tod zu geben. Mit einem Wort: ich bin noch nicht niedergekommen —

— Und warum, rief der Prediger ganz bestürzt aus, warum habt ihr euch dann als schuldig angegeben? — das hab ich nicht, erwiderte sie. Man hat mein Geständnis so wie mein Verbrechen nur vorausgesezt. Nur die äußere Anzeigen allein haben gesprochen und die Richter hinters Licht geführt.

Aber warum habt Ihr denn nicht wenigstens geleugnet? fuhr er fort: Sie antwortete: Ich wollte gern sterben. Ich hatte aber nicht den Muth, mir selbst das Leben zu nehmen. Die Religion selbst würde meinen wider mich selbst gerichteten Arm festgehalten haben, wenn ihn nicht auch schon ohnehin die Natur geschwächt hätte. Ich habe also mit einer Art von Freude

die Gelegenheit ergriffen, die sich mir von selbst auf eine so ungesuchte Art darbot, mich durch fremde Hülfe von der in meiner Lage mir unerträglich gewordenen Bürde des Lebens zu befreyen. Die Rücksicht auf mein Kind hielt mich nicht zurück, nach dem Vorurtheil, daß ich hegte und daß Sie mir so eben benommen haben. Ich glaubte ohne Sünde dieses Kind an meinem Tod Theil nehmen lassen zu können, da es bisher noch kein eignes Leben hatte, sondern nur blos an dem meinigen Theil nahm. Mein Leben selbst ist mir jezt sehr gleichgültig, aber ich will mich doch nun nicht von meinen Qualen durch einen Weg loßmachen, der mich, wie Sie mir sagen, ewigen Strafen überliefern würde. Helfen Sie mir also diese unschuldige Frucht meines Vergehens retten, und dann mögen meine Augen sich auf immer schließen.

Nach diesem Geständnis gerieth der Prediger in eine eben so große Besorgnis, als Betrübnis, und nicht ohne Grund: zu Bern muß die von dem ersten Richter gesprochene Sentenz von dem Senat bestätigt werden. Wenn dies aber einmal geschehen ist, so ist auch, weil die Souverainität in den Händen eben dieses Senats ist, keine Macht weiter im Stande, die Vollziehung eines so bestätigten Urtheils zu hindern oder auch nur aufzuhalten.

Der Zeitraum von 24 Stunden, der zu Bern so wie in Frankreich den verurtheilten vergönnt ist, ihre Gewißensangelegenheiten in Ordnung zu bringen, war schon grösstentheils durch die bisherige Unteredungen des Geistlichen mit der Verurtheilten verlaufen. Der schreckliche zur Execution bestimmte Augenblick näherte sich. Der Senat muste zusammenberufen werden; dies war das einzige mögliche Mittel, die Execution rückgängig zu machen. Aber fast alle Glieder desselben wa-

ren auf ihre Landgüter verreiset. Die untergeordnete Bedienten der Justiz, denen die Ausführung alles dessen, was zur Ausführung und Veranstaltung der Execution erforderlich ist, aufgetragen war, zitterten über der schrecklichen Wahl, worin sie sich befanden, der Wahl eines blinden Gehorsams, wodurch sie ihre Vorgesezten selbst zu Urhebern einer würklichen Mordthat machen müsten, oder eines Ungehorsams, der ihnen selbst zu einer schweren Verantwortung gereichen konnte.

Zum Glück kam ihnen das Publicum zu Hülf. Der große Haufe, der eben so leicht erweicht als aufgebracht werden kan, zeigte jezt, um die unschuldig befundene Verbrecherin zu retten, eben dieselbe feurige Hitze, die es vorhin gezeigt hatte, um ihre Verurtheilung zu fodern. Alle Pferde in der Stadt wurden gleich angeboten, und gleich gebraucht. Es wurden Boten über Boten abgeschickt, und schon gleich der nöthige Vorspann besorgt, und ehe der fatale Augenblick erschien, war schon eine hinlängliche Anzahl Glieder des Senats versammlet, um das übereilte Todesurtheil, das schon durch das öffentliche Geschrey als ungültig erklärt war, gerichtlich wider aufzuheben. Es wurde förmlich cassirt. Der voreilige Richter wurde gestraft, und die unschuldige Delinquentin ihres Verhafts entlaßen. Der Staat versicherte ihr zur Schadloshaltung eine Pension von 1200 Livres, welches in Bern keine kleine Summe ist.

Sie kam nachher glücklich nieder. Aus Liebe zu ihrem Kinde gewann sie auch wider Liebe zum Leben. Sie lebt noch und durch die jezt so ganz unbescholtene, selbst musterhafte Lebensart, die sie führt, hat sie sich eine ganz allgemeine Achtung und das Wohlwollen von jedermann zugezogen.

E.

# 9.

## Ueber die beste Art der Behandlung Sektirischer Christen.

(Zwey Cabinetsbefehle Friedrichs des Großen.)

In dem Nachtrag zu dem Versuch einer Charakteristik der Feinen im Bergischen (No. 1 dieses Monats Seite 210) sind einige Proben angeführt, wie König Friedrich der Große über diese Art Leute und überhaupt über Absonderung Conventikeln, Frömmeley u. dg. gedacht hat, und ich zweifele nicht, daß dieselbe von vielen Lesern der Unterhaltungen mit Vergnügen sind gelesen worden. Zugleich fiel mir dabey ein, es müße nicht minder interessant und belehrend seyn, auch das Urtheil dieses so großen und scharfsichtigen Beobachters und Menschenkenners über die Frage zu wissen, was für eine Art des Verhaltens gegen jene Leute und überhaupt gegen sektirische Christen am schicklichsten zu beobachten sey. Da nun eben diese Frage auch in den Unterhaltungen bey Gelegenheit der vorerwähnten Charakteristik schon verschiedentlich zur Sprache gekommen, und übrigens die Meinungen über dieselbe besonders im Bergischen noch sehr getheilt sind, so glaube ich, nachfolgende

zwey Cabinetsschreiben, worin diese Frage eben so deutlich als gründlich entschieden wird, seyn es vorzüglich werth, den Unterhaltungen eingerückt und besonders gewißen Leuten recht sehr zur Beherzigung empfohlen zu werden.

I. An das Kirchenministerium zu Stargard.

Se. Königliche Majestät in Preußen haben in Erfahrung gebracht, daß das geistliche Ministerium in Stargard und in solchem vornemlich der lutherische Prediger Essart sich zeithero unternommen, einige daselbst wohnende ehrliche Bürgersleute wegen ihrer besonderer Religionsmeinungen nicht allein bey aller Gelegenheit zu verfolgen, und wider selbige auf eine höchst unanständige Weise fast in allen Predigten zu poltern und zu schimpfen, sondern auch sogar denenselben, wenn sie starben, einen Platz auf den öffentlichen Kirchhöfen zu versagen und die Leichen an schändliche Oerter zu verweisen. Gleichwie aber gedachte Sr. Königl. Majestät dergleichen ganz unchristliches und höchst unvernünftiges Betragen der oberwähnten Geistlichkeit zu recht großem Misfallen gereicht, solches auch um so schändlicher und strafbarer ist, da es nicht allein den Grundregeln des Christenthums selbst, sondern zugleich Deroselben wegen Verstattung der Gewissensfreyheit so vielfältig deklarirter allergnä-

digster

digster Willensmeinung schnurstraks entgegenläuft, also haben Sie auch derselben dieses grobe Vergehen wider Gott, die Obrigkeit und die gesunde Vernunft hiedurch aufs nachdrücklichste verweisen, ihr aber so gnädigst als ernstlichst anbefehlen wollen, von dergleichen ungeziemenden Verfahren inskünftige abzustehn, die Kanzeln nicht ferner zum Tummelplatz ihrer Affekten zu gebrauchen, alles Polterns und Schmähens auf solchen sich gänzlich zu enthalten, und überhaupt einen jeden bey seinem Religionssentiment und seiner Gewissensfreyheit ungestört und ungekränkt zu laßen, insonderheit aber auch wegen des Begräbnißes dergleichen Leute auf den ordentlichen Kirchhöfen zum Aergernis und Spektakel der ganzen Stadt unter keinerley Prätext weiter einige Schwürigkeit zu machen. Uebrigens haben Se. Königl. Majestät zu den mehrerwähnten Predigern das gnädigste Vertrauen, daß sie insgesammt nach dieser positiven Ordre sich stricte richten, und durch Hintansetzung derselben Ihnen keinen Anlaß geben werden, sie Dero Ungnade durch Statuirung eines eclatanten Exempels empfinden zu lassen.

Vorstehender Befehl werde auch dem Consistorium und der Regierung in Absicht zugefertigt, mit dem Befehl, dahin zu sehen, daß dieser Ordre nicht nur in Stargard, sondern auch aller

Orten auf das genaueste nachgelebt und ein jeder bey seiner Art, Gott zu dienen, so lange dadurch die gemeine Ruhe nicht gestört wird, ungekränkt gelassen werden müße. Potsdam den 12ten August 1749.

Friederich.

II. Cabinetsbefehl den Krämer Göttling zu Großensalza betreffend.

Daß gedachter Krämer angehalten werde, seine außerhalb Landes gebrachte Tochter wieder herbeyzuschaffen, ist ganz recht, nur allein muß solches mit gehöriger Behutsamkeit und nicht einmal unter dem Namen, sie von der Hernhutischen Sekte zurückzuhalten, geschehen. Allermaßen überhaupt evitirt werden muß, Leuten, so dieser miserablen Sekte zugethan, in den Kopf zu bringen, als ob man solche so viel achtete, daß man sie deshalb verfolgte, und sie durch Gewalt von ihren Irthümern zurückbringen wolle, da die Erfahrung aller Zeiten gelehrt hat, daß wenn Leute, die in die ridicülsten Irrthümer verfallen, durch Bedruck und Verfolgung zurück gebracht werden sollen, selbige um so viel mehr darin opiniatrirt haben, in völligen Fanaticismum verfallen sind, dadurch aber auf die Phantasie gerathen, als ob doch etwas sonderliches unter dergleichen stecken müße, weil man solche nicht anders als durch

Gewalt

Gewalt reprimiren müße. Wo hingegen aber, wenn man dergleichen Leute und ihre Sekte meprisirt und gethan hat, als ob sie nicht einmal einiger Attention werth und Leute wären, die eher Mitleid als Haß verdienen, dabey aber nur darauf gesehen hat, daß die Häupter der Sekte das Land meiden, die andern aber sich als Bürger und Unterthanen aufführen müßen, solche sich endlich ihrer Thorheit geschämt haben, und entweder selbst zurückgekommen sind, oder doch andern keine Impression gemacht, und keinen weitern Zuwachs noch Anhang gefunden, mithin endlich unvermerkt aufgehört haben.

Nach diesem Principio habt ihr also in obermeldeten und andern dergleichen Vorfällen zu verfahren, auch die Magdeburgische Regierung zu ihrem Verhalten zu instruiren. Potsdam den 7ten August 1750.

Friederich.

---

## 10.

### Einige Züge aus dem Charakter der Indianer.

Es giebt Gegenden in Indien, wo die Bewohner so sehr in ihren Begriffen und Fähigkei-

ten von einander abweichen, daß man sich kaum einbilden sollte, daß sie zur Race der Menschen gehörten, wenn wir nicht täglich in allen Volksklaßen, auch selbst in den am meisten cultivirten und aufgeklärten Nationen, Beyspiele solcher Verschiedenheit fänden. Wer darauf nur einigermaßen aufmerksam seyn will, der schaue um sich her, untersuche und urtheile, und er wird unter seinen Mitbürgern genug Leute finden, die in Ansehung ihrer Geisteskräfte und Einsichten von Manchem unter denen, die wir Wilde nennen, übertroffen werden.

Die eingebohrnen Einwohner beyder Indien leben mehrentheils im Stande der Natur: ihre Bedürfniße sind wenige, und dieselbe zu erlangen, ist das einzige, wozu sie sich bilden müßen. Der berühmte Palafox, Bischof zu Puebla hat uns einige naive Züge aufbewahrt, welche auch unsren Lesern nicht misfallen werden und einen Beweis geben, was die Natur oder der gesunde Menschenverstand auch ohne gelehrte Schulkenntniße vermag.

Einem spanischen Glockengießer war der Guß einer neuen Glocke mislungen, so daß der gehörige Ton nicht herausgebracht werden konnte. Ein Indianer, der den Verdruß des Künstlers bemerkte, fragte ihn um die Ursache, und als

dieser

dieser ihm klagte: die Glocke gebe den Ton nicht, den sie geben sollte, tröstete ihn jener damit, daß er sagte: er solle nur noch eine Zeitlang Geduld haben, die Kinder sprächen ja niemals gleich, wenn sie zur Welt kämen.

Einem andern Indianer war von einem Spanier ein Pferd gestohlen worden. Dieser leugnete den Diebstahl, und behauptete durch einige dazu willig gemachte Zeugen das Eigenthum des Pferdes. Das Pferd, als das Corpus delicti, war beym Verhör gegenwärtig; der Indianer riß dem Spanier ohne viele Umstände den Mantel ab und hängte ihn dem Pferde über den Kopf, worauf er in Gegenwart des Richters fragte, an welchem Auge das Pferd blind sey, eine Frage, wovon er behauptete, daß sie der wahre Eigenthümer des Pferdes am richtigsten werde beantworten können. Der Spanier, der sich noch keine Zeit genommen, daß Pferd so genau zu untersuchen, und doch auf die Frage nicht stumm bleiben durfte antwortete: am rechten Auge. — Nun, sagte der Indianer, so ist das hier euer Pferd nicht, denn dieses ist gar nicht blind; welches sich auch bestätigte, als man dem Pferd den Mantel vom Kopf nahm, wodurch also der Spanier des Diebstahls überführt ward, und der Indianer sein Eigenthum wieder erhielt.

Herr Dudley, Gouverneur von Neu-Engelland erzählt noch einen witzigen Zug eines Amerikaners. Dieser stand ganz nackend und sah ganz ruhig der Arbeit an dem neu zu erbauenden Pallast des Gouverneurs zu. Dieser fragte ihn, warum er nicht mit arbeitete, um sich auch Kleidung und Geld zu verdienen? Der Indianer gab dem Gouverneur die Frage zurück, indem er erwiederte, warum denn der Herr Gouverneur nicht selbst mitarbeitete? Dieser antwortete: Ich arbeite mit dem Kopf. Wohl, versezte jener, ich will ein gleiches thun. Kurz nachher trug ihm der Gouverneur auf, ein Kalb zu schlachten, wofür er ihm ein gewißes Stück Geld versprach. Der Indianer brachte das geschlachtete Kalb, aber es war weder ausgenommen noch abgeledert. Zu seiner Entschuldigung sagte er, dieses gehöre nicht mit in den getroffenen Akord, ihm sey blos aufgetragen das Kalb zu schlachten, wollte es der Gouverneur auch ausgenommen und abgeledert haben, müße er dafür besonders bezahlen. Der Gouverneur lachte und ließ sich dieses gefallen. Jezt gieng der Indianer in ein Wirthshaus, wo er das erhaltene Geld verzehrte, und nun wiederkam mit dem Vorgeben, die Münze sey nicht gangbar gewesen. Der Gouverneur nahm sich die Zeit nicht dieses zu untersuchen, und gab ihm, ohne die vorgeblich ungiebige Münze zurück zu fordern aufs neue die schon

vorhin

vorhin bezahlte Summe. Da ihm dieses so gut gelungen war, wollte er den Versuch noch einmal wiederhohlen, jezt aber merkte der Gouverneur den Betrug, und muste ihn strafen. Er schickte ihn also mit einer Ordre an den Zuchtmeister zu Boston der ihm hundert Prügel ertheilen sollte. Er kannte den Inhalt der Ordre nicht, denn der Gouverneur versprach ihm für den Gang eine gehörige Belohnung. Indessen mochte er vielleicht nichts gutes ahnden, denn unterwegens da ihm ein Bedienter des Gouverneurs begegnete, trug er diesem die Bestellung der Depesche auf, welcher diesen Auftrag übernahm, aber auch dafür richtig die Portion Prügel erhielt, weil der Wechsel auf den Ueberbringer gerichtet war. — Einige Zeit nachher fragte ihn der Gouverneur, wie er es hätte wagen können, einen solchen Eulenspiegelstreich auszuführen, worauf er sich damit entschuldigte: Es seye dieses die ersten Versuche seiner Arbeit mit dem Kopf.

An einem gewißen angesehenen europäischen Hofe machte es ein Page, welcher Kirschen genascht hatte, fast eben so. — Ihr Menschenkinder! verkennet es doch nicht, daß ihr alle Brüder und Schwestern seyd, unter welchem Himmelsstrich ihr auch wohnen möget.

v. S***.

---

# II.

## Ein paar Beyträge zur Naturgeschichte.

### I. Der Buback.

So heißt ein kleines niedliches Creatürchen, welches freylich am Niederrhein wenig bekannt, aber darum doch nicht minder merkwürdig ist. Wer in Gesellschaften bloß von seinen häuslichen Geschäften sprechen wollte, würde gar bald Langeweile verursachen, und der Stof zur Unterhaltung muß eben sowohl öfters aus der Fremde gehohlt werden, als andere zur Nahrung und zum Vergnügen dienende Producte. Jezt wollen wir unsere Lesern einige Augenblicke mit dem Buback unterhalten. Der Stadtschreiber Klein in Danzig giebt davon folgende Beschreibung: Es ist ein Ratzenähnliches Thierchen, in seiner Jugend roth und im Alter schwarz von Haaren; diese sind borstenartig, die Pfoten sind kurz, der Kopf ist klein, die Nase gespalten, unter derselben sind hervorstehende Haare wie bey den Katzen. Die Nußbeißer des Bubacks gleichen denen des Eichhörnchens; seine Stimme ist rauh und nichts weniger als melodisch. Im natürlichen Zustand nähret er sich mit Kräutern, Wurzeln und Würmern, sonst aber durch Gefan-

genschaft

genschaft in menschliche Gesellschaften eingezwängt, nimmt er mit Brodt, Milch, Fleisch und andern Delicateßen vorlieb; Von Wintercampagnen ist er kein Liebhaber, sondern beziehet schon frühe beym Eintritt des Herbstes seine unterirrdische Winterquartire, wo dieses Thier bis ins Frühjahr ausgestreckt auf Stroh sinnloß ruhet und nach Manier des Bruder Dachs sich nähret.

Nach der Erzählung des Cardinals Polignac leben die rothe und schwarzfarbigte Bubacks in beständiger Fehde mit einander, und verdammen ihre gefangenen Feinde zu allerhand Dienstleistungen, z. B. bey Herbeyschaffung ihrer Winterbedürfniße dienen ihnen solche statt der Wagen oder Schlitten. Der gefangene Buback wird auf den Rücken geworfen, und muß dann zwischen seinen Pfoten, Stroh, Heu und andere Bedürfniße auffaßen, und sich so von seinem Ueberwinder beym Schwanz nach den Vorraths-Kellern hinschleppen laßen. Hiezu gehört gewiß eine Art von Ueberlegung, wenigstens etwas mehr als Instinkt.

## II. Das Seemännchen.

Von Sirenen und andern den Menschenkindern ähnlichen Bewohnern der Gewäßer werden

unsre

unsre Leser schon wohl öfter gehört oder gelesen haben. Aber nicht eine Creatur von oben Menschenartig gestaltet und hinten mit einem Fischschwanz versehen, sondern ein ganz anderes Männchen soll jezt die Ehre haben, sich mit unsren werthen Lesern bekannt zu machen.

Eine alte englische Chronik meldet, daß im 6ten Jahr der Regierung Königs Johann von Engelland die Grefordschen Fischer in der Provinz Suffolk in ihren Netzen ein Creatürchen fiengen, welches vollkommen wie ein Adamskind gebildet war. Die Glieder waren verhältnismäßig schön, glatt von Haut und auch nur da, wo andre Menschen Haare haben, damit versehen, nur nicht in der Menge, wie der Jägermeister Esau; sonderbar war es, daß seine Scheitel ganz kahl war, und die Barthaare strozten wie Schweinsborsten; In seiner Gefangenschaft nahm er mit allem vorlieb, was man ihm vorsezte, es mochte roh oder zugerichtet seyn. Bey rohen Fischen drückte er vor dem Genuß alle Feuchtigkeit aus. Niemals hat dieses Seemännchen einen Laut von sich gegeben, selbst als man es durch das grausame Mittel dazu zwingen wollte, daß man es an die Beine aufhieng und peitschte, blieb es stumm. Zuweilen wurde er nach dem Hafen geführt, um sich seines Elements zu freuen, da dann der Bezirk mit drey-

fachen

fachen Netzen wohl eingeschloßen ward. Einigemahl kam er von selbst zurück, endlich aber des Gaukelns müde, schlüpfte er nach einem zwey Monat langen Aufenthalt, den er unter den Erdensöhnen zugebracht hatte, unter den Netzen durch, kam ins große Weltmeer zurück, und ließ sich nicht wieder sehen, sondern erzählte vermuthlich seiner Nation von den Menschen auf der Erde mehr, als Pater Kirchner und Nicolaus Klim von den Bewohnern der Unterwelt und den Planeten.

v. S***

---

## 12.

## Der Abbee Bartholotti.

Am 15ten December vorigen Jahrs starb zu Prag der Abbé J. N. Bartholotti, Käyserl Königlicher zweyter Bibliothekar an der dortigen berühmten Universitäts-Bibliothek. Ein Mann, der nach seinem Tode durch sein sonderbares Testament und seine auf sich selbst verfertigte Grabschrift mehr als im ganzen Leben von sich reden machte. Die leztere ist folgende:

Hic jacet ignorantiæ, superstitionis et intolerantiæ Vindobonensis nec non cabbalistici victima naturalismi et Jesuitismi, Bartholozzius, Exprofessor, Ex-

censor

censor, Expaulinus, Exbibliothecarius et Exhomo. A. MDCCLXXXVIIII. ætate LVIIII.

Denen von unsren Lesern zu gefallen, die der lateinischen Sprache nicht kundig sind, fügen wir diese so viel als möglich wörtliche Uebersetzung hinzu:

Hier liegt Bartholotti, ein Schlachtopfer der Unwißenheit, des Aberglaubens und der Intolleranz von Wien, imgleichen der Cabbalistik des Naturalismus, und des Jesuitismus, ein Exprofessor, Excensor, Expauliner, Exbibliothekar und Exmensch. Im Jahr 1789 Seines Alters 59.

Er war nemlich anfangs Pauliner Mönch, und im Orden Professor der Thomistischen Philosophie, dann der Dogmatik zu Wienerisch Neustatt. 1774 nach Aufhebung der Jesuiten war er öffentlicher Professor der Dogmatik zu Görz, muste aber sein Amt geschwächter Gesundheit halber niederlegen. 1779 ward er theologischer Censor zu Wien und 1782 zweiter K. K. Bibliothekar zu Prag. Unter verschiedenen sehr mittelmäßigen theologischen Schriften zeichnete doch eine: Tr. de Tolerantia cum theologica tunc politica receptarum in Imp. Rom. Religionum, die er grade zur Zeit des Toleranz-Edicts herausgab, sich ziemlich aus, und machte in seinem Wirkungskreis einige Sensation. Als Bibliothekar und Gelehrter war er von sehr mäßigem Verdienst.

In

In seinem Testament vermachte er einem Schafner zwey Gulden, daß er ihm einen Wachholderstrauch aufs Grab sezte, und dem ärmsten ältesten Priester in Prag zwey Gulden für eine Meße, die aber zum Dank gelesen werde sollte, denn in übriger Rücksicht verlaße er sich auf Gottes Güte. Seinen Testaments-Executoren befahl er noch einige bittere gegen alte Gegner aufgesezte Schriften drucken zu laßen. Andre sonderbare Punkte zu geschweigen.

---

## 13.

## Aus dem Tagebuch eines Frauenzimmers.

### Einige Gedanken.

Es giebt Personen, denen das Unglück so zur Gewohnheit geworden ist, daß sie noch selbst dann, wenn es aufgehört hat, sie zu bestürmen, doch immer noch gleichsam die Falten davon behalten. Ihre Seele, immer nur mit Trübsalen genährt, ist gegen alle Eindrücke, außer gegen die Eindrücke des Schmerzens unempfindlich geworden; nirgends findet das Vergnügen mehr Eingang in dieselbe; es scheint, als wenn sie sogar die Fähigkeit zu angenehmen Empfindungen verlohren hätte. Sie ist einer verwelkten Blume gleich, die die Sonne vergeblich mit ihren Strahlen erwärmet.

Oefters

* * *

Oefters erhebt man die guten Eigenschaften gewisser Personen zu sehr, oder schreibt ihnen solche zu, die sie nicht haben, um durch diese verstellte Aufrichtigkeit das Recht zu erlangen, die guten Eigenschaften, die sie wirklich haben, bey andern herab zu würdigen, oder sie ihnen wohl gar abzusprechen, ohne deswegen in den Verdacht der Eifersucht zu kommen.

* * *

Die lustigsten Menschen sind nicht immer die glücklichsten. Die große Fröhlichkeit sezt in der Seele eine allzuheftige Bewegung voraus, als daß sie ein Zeichen der Zufriedenheit seyn kann. Das Glück lächelt nur, aber es lacht sehr wenig.

* * *

Das Unrecht, das man gehabt hat, gesteht man ein, aber man läugnet dasjenige, was man wirklich hat. Eben so erzählt man die Uebel, die man erduldet hat, und verbirgt diejenigen, die man wirklich erduldet.

* * *

Triphile wird als ein Mann von Verstand angemeldet. Er kommt — Das ist ein Mann von Verstand. — Wenn man ihn als einen Narren angekündigt hätte, so würde man ihn auch als einen Narren gefunden haben. Denn Triphile hat grade so viel Verstand, als er braucht, um die erstere Behauptung von ihm zu unterstützen; aber er hat zu wenig, um die leztere zu vernichten.

Seite.
12. Der Abbee Bartholotti. . . 269
13. Aus dem Tagebuch eines Frauenzimmers Einige Gedanken. . . 271

## Nachricht.

Bey Voß und Decker hat die Presse verlassen: Oeuvres de Fréderic II publiées du vivant de l'auteur, 4 Tomes Berlin 1789 à 6 Rthlr. In eben dem Format und Druck wie die Oeuvres posthumes in 15 Tom. Diese 4 starken Bände enthalten: Memoires de Brandebourg, nach einem stark verbesserten Exemplar abgedruckt; Antimachiavel; Melanges philosophiques & litteraires a sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois; b) sur les satiriques & sur les libelles; c) Discours sur la guerre; d) Essai sur l'amour propre; e) Examen de l'essai sur les préjugés; f) sur l'éducation; g) Dialogue de morale; h) sur l'utilité des sciences; i) Lettres sur l'amour de la patrie; k) sur la littérature allemande; Eloges: a) de Jordan; b) de Golze; c de Knobelsdorf; d) de la Mettrie; e) de Still: f) du Prince Henri de Prusse; g) de Voltaire. Pièces militaires: a) Instruction militaire aux généraux; b) Reflexion sur Charles XII; c) sur la marche des armées; d) Instruction pour la direction de l'Académie des Nobles à Berlin. Pöesies. Viele dieser Aufsätze sind so gut als ganz neu, da sie zwar schon gedruckt, aber nicht ins Publikum gekommen waren. Die deutsche Uebersetzung wird bald nach der Ostermesse erscheinen.

Unter dem Druckort Cölln ist auch vor Kurzem in 2 Bänden erschienen: Supplément aux Oeuvres postumes de Fréderic II. Roi de Prusse. Pour servir de suite à l'édition de Berlin Contenant plusieurs pièces qu'on attribue à cet illustre auteur. Die Besitzer der berliner ächten Ausgabe von den Oeuvres posth. &c erhalten hier einen Nachtrag, durch den die sogenannten Oeuvres posthumes, die in der Schweiz sehr fehlerhaft herausgekommen sind, völlig überflüßig gemacht

werden, und der noch verschiedenes enthält, das bisher ungedruckt gewesen ist. Der Inhalt ist folgender: le Palladion, ein komisches Heldengedicht in 6 Gesängen; La guerre des Confédérés, ebenfalls in 6 Gesängen, und mit einer vorangeschickten Dedication an den Pabst. Man ist auf dieses bisher noch ungedruckte Werk schon durch das neugierig geworden, was der König in seinen Briefen an Voltaire darüber sagt. Pièces diverses: a) Epitre à Milord Baltimore; b) Vers d'un poëte, natif de Taillenbostel, sur l'invasion des François; c) aux Ecraseurs; d) congé de l'armée des cercles & des tonneliers; e) au Marquis d'Argens; f) la Choiseullade facétie; g) Louis XV aux champs élisées; h) six Epigrammes; i) Epitaphe de Voltaire, unter denen sich verschiedene Stücke aus dem siebenjährigen Krieg befinden. Tantale en proces, Comédie; eine Satyre auf Voltaire, zu der Zeit geschrieben, als er in Potsdam lebte. Dieser Comödie ist noch angehängt: Portrait de Voltaire, aus den Jahren 1756. Dann folgt: l'Ecole du monde, Comédie en 3 actes; eine von den frühern Arbeiten des Königs. Den Beschluß des ersten Bandes macht: Commentaire théologique de Don Calmet sur Barbe-Bleue, welches hier im Original zuerst erscheint, obgleich schon eine deutsche Uebersetzung davon gedruckt gewesen ist. Der zweyte Band enthält: 1) Pensées sur la religion. 2) Eine beträchtliche Anzahl von Briefen an Voltaire, unter denen auch sehr merkwürdige Handbillets aus den Jahren 1750 bis 1752 vorkommen. 3) Lettres du Roi à Darget 4) Lettres à *** aus dem Jahr 1740 Format und Druck dieser Supplemente ist der berliner Ausgabe der Oeuvres posth. gleich. Die deutsche Uebersetzung wird nächstens herauskommen.

Auf obige Werke Französisch und Deutsch, kann bey mir pränumerirt werden, wer auf 10 Exemplare pränumerirt, erhält das 11te frey, ohne baare Vorauszahlung wird aber keine Pränumeration angenommen.

Franz Jacob Röder,